

Der Deutsche

Metallarbeiter

Wochenschrift des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands

Nummer 51

Duisburg, den 21. Dezember 1929

30. Jahrgang



Weihnacht

M. Jäger

Das Licht leuchtete in der Finsternis . . .

Weihnachtsstunden sind Mahnzeichen des Friedens und der Freude. Koch immer strahlt vom Weihnachtsbaum für jung und alt ein Stück Glückseligkeit in Herz und Seele hinein. Was die Jugend dankbar erfüllt, den Alten klingt das Wort vom Gottesohn nicht nur wie eine Verheißung, sondern wie eine Aufforderung zu neuer christlicher Tat.

Fast zweitausend Jahre sind es her, als auf den Fluren von Bethlehem die Nachricht der Welt durch Engelmund gegeben wurde, daß der Gottmensch geboren sei, um die Erde zu entsühnen, den Menschen des Egoismus, der kalten Lieblosigkeit umzuformen in den Menschen der Nächstenliebe. Eine Aufgabe, ungeheuer in ihrem Wollen und ihrer Durchführung. Der Tod des Menschensohnes war die Voraussetzung dazu, das größte Opfer an der Menschheit und für die Menschheit.

Das alte Heidentum, erstickend im Klassen- und Kastengeist und in der Herunterdrückung der unteren Volksschichten, stand zu einem Riesenkampf gegen die christliche und soziale Idee auf — und es unterlag. Das Christentum machte den Menschen und den Arbeitsmann frei. Kaum eine Schicht verdankt dem Christentum und seinem sozialen Wollen soviel wie der Arbeiter.

Das Christentum ist nicht gekommen, um die beste Sozialform, die beste Wirtschaftsform, die beste Gesellschaftsform zu schaffen. Christus ist nicht in erster Linie als sozialer Reformator gekommen, sondern als Gründer des Gottesreiches. Aber die sittlichen Kräfte, die im Christentum liegen, sind so stark, daß sie die besten Grundpfeiler jeder sozialen Gestaltung und jedes sozialen Lebens abgeben. Die Mißachtung dieser Kräfte hat schon oft zur Sprengung von Staaten und Völkern geführt.

Und in welche Zeit trat das Christentum? Es war damals eine traurige Finsternis über die ganze Erde gekommen; der soziale Gedanke war gestorben, und als Norm für das Leben der herrschenden Schichten konnte der römische Dichter Ovid das Wort sprechen: „Odi profanum vulgus et arceo — Ich hasse das niedere Volk und halte mich fern von ihm.“ Das furchtbare Los der Sklaverei, größte Schuldknechtschaft und Abhängigkeit lagerten wie dichter Nebel über den Völkern. Selbst der große Grieche Aristoteles war der Ansicht, daß der Sklave eine geringere Seele habe als der Freie, und er sei von Natur aus dazu bestimmt, ein Sklave zu werden, während der Römer Cato den Gedanken aussprach, daß man den Ochsen besser behandeln müsse als den Sklaven. Man darf nicht vergessen, daß diese Anschauung nicht rein zufällig war, sondern durch die heidnische Religion

gefestigt wurde. Die Machtlosen waren rechtlos, und sie waren es nach der Anschauung des Heidentums durch Götterwillen.

In dieses Dunkel leuchtete das Licht von Bethlehem. Es redete vom Reiche Gottes, aber es redete auch von der inneren seelischen Gleichberechtigung aller Menschen. Das Christentum hat nicht die Stände und Gesellschaftsordnung durcheinanderwirbeln wollen, sondern brachte in die Verschiedenheit des sozialen Lebens den einigenden Gedanken des Brudersseins und der Gerechtigkeit. Gegen eine solche Religionsauffassung, die den Sklaven gleichsetzte vor Gott mit dem Kaiser und die lezte Sklavin mit der Kaiserin, stand das Heidentum mit seiner ganzen Wucht auf. Die blutigen Christenverfolgungen sind auch wegen des sozialen Gedankens und des Gebotes der christlichen Nächstenliebe erfolgt. Das Christentum hat durch seine Idee die mit dem Heidentum verbundenen Anschauungen der Sklaverei überwunden. Ohne das Christentum wäre es niemals zu einer solchen tiefgreifenden Reform gekommen und wäre der als Tier geltende Sklave nie in die freie Schar der Menschen emporgehoben worden. Wo hat eine zweite Gemeinschaft etwas Aehnliches dem Christentum an die Seite zu setzen?

Und auch in der heutigen Zeit, die in manchem der Zeit um Christi Geburt ähnlich ist, leuchtet das Licht des Sterns von Bethlehem. Wiederum sind gewaltige Kreise daran, auf die unteren Schichten den Druck einer neuen Sklaverei zu legen; sie haben den wunderbaren universalen Zusammenhang zwischen Gott und Menschenarbeit zerrissen und die Arbeit unter die Tonne Roh Eisen oder Walzdraht gestellt. Was das alte Heidentum tat, versucht heute der kapitalistische Geist zu erreichen. Wir haben heute eine erschreckende Kluft zwischen Luxus und bitterer Armut von Millionen. Es wird heute von Einfachheit des Volkes geredet bei hunderttausenden Reichsmark Gehalt. Sicher: nationalökonomisch spielt dieser Mehrverdienst einiger Gruppen keine Rolle. Auf zehntausend Arbeiter verteilt, ist er gleich Null. Aber moralisch wäre eine Einschränkung von gewaltiger Bedeutung. Die sichtbare Beteiligung an der Einschränkung anderer Gruppen ist ein notwendiges Gebot.

Es ist unerträglich, Hungernden Bescheidung zu predigen, wenn im Hintergrund vielfach ein Prasserleben ertönt. Ebenso unerträglich ist es, von der Umstellung der Arbeiterschaft auf neue Arbeit, vom „Abbau der Alten“ (d. h. Vierzigjährigen), vom Hunger, der getragen werden müsse, mit dem Zynismus eines Rechners oder eines menschenwindenden Plantagen-



besitzers zu reden. Hier steht mehr auf dem Spiel! Hier gilt es Menschenschicksale, Familienglück, Kinderwege! Dostojewsky, der gewaltige Russe, hat einmal gesagt: „Die Träne eines hungernden Kindes wiegt für die endliche Gestaltung eines Volkes mehr als alle Schätze der Bank von Petersburg.“

Man redet von der Notwendigkeit der Volksgemeinschaft, aber das hat einen bitteren Beigeschmack. Ist es denn nicht so, daß alles lediglich nur von der Gewinnseite aus beurteilt wird? Nicht als ob wir den notwendigen Gewinn für Betrieb und Wirtschaft als einen gering zu bewertenden Faktor ansehen. Aber ihn als das allein treibende Moment anzusehen, zerreißt Volk, Familie und Kultur. Erleben wir denn nicht seit einigen Jahren z. B. in der Schwerindustrie, daß drei Viertel des Jahres gewühlt und gepeißt wird, Uberschichten und Sonntagsarbeit verfahren werden, um dann gegen Ende des Jahres, fast um die Weihnachtszeit, Zehntausende auf die Straße zu setzen und rücksichtslos der mageren Arbeitslosenunterstützung zu überantworten. Wieviel Jörn, Unmut, ja selbst Haß wird auf diese Art und Weise erzeugt.

Und dazu kommt die oft unwürdige Behandlung, die die Arbeiterschaft erfährt. Die schweren Dinge, die Deutschland zu bewältigen hat, werden noch schlimmer durch die unerhörte Form, in der manche Schichten auf unten blicken: „Wir haben

sowiezo zuviel Menschen in Deutschland“ — „Alte Arbeiter gehören in die Wohlfahrt und nicht in den Lohn“ — „Da muß eben mit Gewalt durchgepackt werden“ — „Die Masse ist halt blödel“ Hunderttausende denken und reden leider so, und Hunderte von Zeitungen drücken das nur in etwas besserer Form aus.

Das ist die Auswirkung des kapitalistischen Geistes. Und dagegen steht das Christentum auf, und deshalb hat man es aus der kapitalistischen Wirtschaftsgesellschaft hinauskomplimentiert. Das Christentum und nicht der Sozialismus ist der Gegner des kapitalistischen Geistes.

Auch in das Wirrsal dieser Tage tritt die Forderung des Weihnachtsfestes nach Gerechtigkeit und Liebe und nach Verstehen der einzelnen Gruppen untereinander. Die Arbeiterschaft wünscht und will nichts mehr als Gleichberechtigung und Achtung, als Sicherheit für die schwersten Wechselfälle des Lebens, als ihr Recht.

Der Arbeiterschaft fällt ihr Los nicht unerklämpft in den Schoß. Sie muß darum ringen. Und sie kämpft um hohe, um christliche Ideale. Dafür unsere ganze Kraft einzusetzen, soll das Gelöbnis der christlich organisierten Metallarbeiterschaft zum Weihnachtsfest 1929 sein. G. W.

Arbeiter und Angestellte im Betrieb

Eine Aussprache

IV.



Die Schriftleitung dieser Zeitung hat mich gebeten, zu obigem Thema Stellung zu nehmen. Diesem Wunsche komme ich gerne nach, um die schwierige Stellung, die insbesondere der Werkmeister im Betriebe einnimmt, näher zu beleuchten. Das Verhältnis zwischen Arbeitern und Angestellten bedarf mit Recht einer Durchleuchtung. Auch innerhalb der christlich-nationalen Werkmeisterschaft herrscht schon seit Jahren das Bedürfnis, dieses hochwichtige Problem in seiner ganzen Tiefe anzufassen.

Die heutige Stellung des Werkmeisters ist zum allergrößten Teil beeinflusst worden durch gesetzliche Maßnahmen, die im Laufe der Jahre erfolgten und dem Werkmeister ganz andere Pflichten auferlegten, als er in früherer Zeit sie kannte. Nicht unwesentlich haben die Rationalisierungsmaßnahmen zu dieser schwierigen Stellung des Werkmeisters beigetragen. Wenn von der Arbeiterschaft heute infolge der Mechanisierung und Typisierung der Betriebe höchstes Zeitmaß verlangt wird, wenn eine Spezialisierung heute restlos durchgeführt ist, wenn als das Allheilmittel der Betriebswirtschaft nur der höchste Ruhezustand angesehen wird, dann treffen die hieraus erwachsenden Folgen auch auf den Werkmeister zu. Auch er wird heute von seinem Arbeitgeber unter Druck gesetzt. Er ist lehtendlich dem Arbeitgeber für die Gestaltung der Produktion sowie für den Kreislauf des Betriebes selbst stärkstens verantwortlich. Er ist eben der Puffer, der alle Stöße des Arbeitgebers auszuhalten hat. Und diese exponierte Stellung des Werkmeisters, der, wenn er sich seiner Stellung voll und ganz bewußt ist, auch die Sorgen und Nöte der Arbeiterschaft mitfühlt, wird vielfach von der Arbeiterschaft zu wenig gewürdigt. Man bringt sehr oft nur wenig Verständnis für die schwierige Werkmeister-tätigkeit von der Arbeiterseite aus auf. Hier muß der Sebel ansetzen. Auch die Arbeiterschaft muß zu der Erkenntnis gelangen, daß der Werkmeister in erster Linie ausführendes Organ ist, daß auch er die Verpflichtung trägt, Befehle des Arbeitgebers durchzuführen. Daß auch er im Interesse der Erhaltung seiner Stellung vielfach gegen seine Ueberzeugung, gegen seine eigene Erkenntnis der Arbeiterschaft gegenüber handeln muß, ist verständlich.

Umgekehrt sei allerdings zugegeben, daß der Werkmeister ein vollwertiger Mensch sein muß, der nur dann vollwertige Arbeit zu leisten imstande ist,

wenn er das Vertrauen seiner Leute besitzt und in seinen Charaktereigenschaften den Arbeitern ein Vorbild ist. Er muß seiner Arbeiterschaft Führer sein. Er muß mit Liebe und Vertrauen seiner Arbeiterschaft gegenüberstehen, in sich den Willen haben, durch seine Tätigkeit zur Hebung der Lage der Arbeiterschaft wesentlich beizutragen; denn auch die Arbeiterschaft hat das Recht auf menschliche Behandlung und auf Anerkennung als Mensch. Der Meister soll in seinem Arbeiter nicht den untergeordneten Menschen, sondern den Mitarbeiter erblicken, der mit ihm gemeinsam die Produktion gestaltet. Wenn der Meister von dieser Grundlage ausgeht, wird dadurch das Vertrauen zwischen ihm und der Arbeiterschaft wesentlich gehoben. Der Meister muß Führereigenschaften haben, muß umsichtig und entschlußsicher zu handeln verstehen und muß Menschenkenner und Lehrer seiner Leute sein. Er muß durchdrungen sein von dem Geiste der Zusammengehörigkeit und dem Hand-in-Hand-Arbeiten mit allen in der Werkstatt Stehenden.

Der Meister von heute muß mehr sein als ein tüchtiger Handarbeiter. Er muß auch geistig die immer schwieriger werdende Gesamtorganisation eines Betriebes verstehen können und selbst die geistige Fähigkeit und Fertigkeit moderner Arbeitsweisen haben. Wenn diese Vorbedingungen beim Werkmeister gegeben sind, wenn der Arbeiter die schwierige betriebliche Stellung des Werkmeisters in richtiger Weise würdigt, dann wird bestimmt eine andere Atmosphäre zwischen Werkmeistern und Arbeitern allmählich sich bilden.

So erkennen wir, daß die Stellung sowohl des Werkmeisters als auch des Arbeiters durch neuzeitliche Arbeitsmethoden, durch Betriebsrationalisierung stark beeinflusst worden sind. Wenn aber das Verhältnis des Werkmeisters zum Arbeiter und umgekehrt nicht auf der Grundlage steht, die man aus menschlichen und seelischen Gründen für richtig erachten muß, dann hat zu diesem vielfach gespannten Verhältnis auch beigetragen die Einstellung der Unternehmer der gesamten Arbeitnehmerschaft gegenüber. Steht doch fest, daß der Unternehmer vielfach in seinem Werkmeister ebenso wenig den Menschen erblickt wie in dem Arbeiter. Die ganze Atmosphäre in den Betrieben ist durch die seelische Bedrückung der Angestellten und Arbeiter ungünstig beeinflusst worden. Die wirtschaftliche Unsicherheit, in der der Werkmeister, der Angestellte und auch der Arbeiter heute leben müssen, trägt weiterhin dazu bei, daß das harmonische Ver-

hältnis, das zwischen Vorgesetzten und Nachgeordneten vorhanden sein muß, vielfach gestört wird. Aus diesen Momenten heraus entstehen ganz naturgemäß Reibungen und Spannungen zwischen den am Produktionsprozeß Beteiligten. Wenn aber von oben herab, von Unternehmerseite aus alle die Menschen, die in der Werkstatt den Gewinn des Werkes mit erarbeiten, als Menschen mit dem Recht auf Leben, mit dem Recht auf Kultur, mit dem Recht auf Mitbesitz in der Wirtschaft anerkannt und voll gewürdigt werden, wenn auch die Leistungen des Werkmeisters und auch die Leistungen der Arbeiterschaft wieder Anerkennung finden, dann wird durch die dann einziehende gute Atmosphäre manche Spannung, die heute zwischen Vorgesetzten und Untergebenen besteht, ausgelöst werden. Die Menschen müssen auch im Betriebe wieder einander nähergebracht werden.

Das ganze Problem „Arbeiter und Angestellte im Betriebe“ muß als ein soziales und seelisches Problem bezeichnet werden. Die nicht zu leugnenden Spannungen, die zwischen Arbeiterschaft und Angestelltenchaft vorhanden sind, können ihre Lösung nicht allein innerhalb der betrieblichen Zusammenarbeit finden. Auch außerhalb der Werkstatt muß von allen Beteiligten dahin gestrebt werden, einander näher zu kommen. Dr. A. Striemer, der zu diesem Thema in Nr. 48 dieser Zeitung sich bereits geäußert hat, bringt zum Ausdruck, daß Arbeiter und Angestellte an einer falschen Stelle gesellschaftlich auseinandergeschnitten werden, d. h. daß der eigentliche Facharbeiter von dem ebenbürtigen Gehaltsempfänger, dem Angestellten, gesellschaftlich abgetrennt sei. Diese Auffassung des Herrn Dr. Striemer mag zu einem Teile zutreffen. Sie kann aber nicht verallgemeinert werden. Gewiß trägt auch der Werkmeister seinen gesunden Berufsstolz in sich. Das ist notwendig. Das ist auch für die Arbeiterschaft vonnöten. Ganz gewiß strebt auch der Werkmeister allein und durch seine Berufsorganisation höheren kulturellen Zielen zu. Trotzdem der Werkmeister sich in einer gehobenen Stellung befindet, trägt er doch das Gefühl der Verbundenheit mit der Arbeiterschaft in sich; denn in der überwiegenden Zahl haben die Werkmeister als Arbeiter in den Betrieben gestanden. In der damaligen Zeit haben diese Werkmeister die Nöte und Sorgen des Arbeiterstandes kennengelernt. Und aus dieser Erkenntnis heraus schämt auch dieser Werkmeister trotz seines sozialen und wirtschaftlichen Aufstieges die Arbeiterschaft noch in der richtigen Weise ein, d. h. er fühlt sich mit der Arbeiterschaft verbunden und fühlt sich selbst als Teilglied der ganzen Arbeitnehmerschaft. Wenn aber teilweise ein Geist in den Betrieben herrscht, der der Arbeiterschaft nicht angenehm sein kann, dann hat aber hierzu auch die Tatsache des Eindringens des akademischen Geistes in die

Betriebe und des vielfach damit verbundenen Verdrängens der Werkmeister aus ihren Stellungen beigetragen. Unter dieser Tatsache hat auch der Werkmeister heute selbst viel zu leiden. Und das sollte auch die Arbeiterschaft anerkennen.

Ich stimme mit Herrn Dr. Striemer in der Forderung überein, daß es unsere größte Sorge sein muß, die heute gesellschaftlich fehlenden Beziehungen persönlicher Art zwischen den Arbeitern und den Angestellten anzubahnen und zu knüpfen. Dieses Ziel ist um so eher zu erreichen, wenn von einer gemeinsamen geistigen Grundlage ausgegangen werden kann. Und diese geistige Grundlage ist zwischen den Mitgliedern des Christlichen Metallarbeiterverbandes und des Deutschen Werkmeister-Bundes vorhanden.

Es gibt zahlreiche Möglichkeiten, außerhalb des Betriebes in dieser Weise tätig zu sein. Nicht in Klubhäusern und Gemeinschaftshäusern sollen Sammelplätze geschaffen werden, um die persönlichen Verbindungen zu knüpfen. In erster Linie ist notwendig, daß auf dem gewerkschaftlichen Boden versucht wird, diese Beziehungen enger zu gestalten, um gute persönliche Verhältnisse zu schaffen. In gegenseitigen Aussprachen, die in kleineren oder größeren Zusammenkünften der Organisationsmitglieder erfolgen können, wird gegenseitiges Verständnis und Verstehen geweckt werden. Einen guten Anfang hierzu macht die Ortsverwaltung Essen des Christlichen Metallarbeiterverbandes, die in ihrem diesjährigen Winterhalbjahreskursus diese Aussprache bereits zur Tagesordnung gestellt hat.

Ich bin der Ueberzeugung, daß dieses Problem, das nunmehr vom Christlichen Metallarbeiterverband in der Öffentlichkeit zur Sprache gestellt ist, in absehbarer Zeit einer guten Lösung entgegengeführt werden kann, falls bei allen Beteiligten der Wille vorhanden ist, an der Lösung mitzuarbeiten. Der größte Einfluß auf eine gesunde Lösung all dieser damit zusammenhängenden Fragen kann zweifelsohne von den Gewerkschaften ausgehen, da von diesen Stellen aus der nachhaltigste Einfluß auf die Mitgliedschaft und damit auf die Arbeiter- und Angestelltenchaft zur Geltung gebracht werden kann. Notwendig ist aber auch, daß eine andere Einsicht in den Reihen der Unternehmer Platz greift, daß endlich einmal auch von dieser Seite aus der Mensch voll gewürdigt und gesellschaftlich nicht nur formal anerkannt, sondern gleichgewertet wird. Wenn diese letzten von Arbeitgeberseite zu erfüllenden Bedingungen gegeben sind, dann wird ein großer Teil der leider heute im Betriebe zwischen Arbeitern und Angestellten vorhandenen Spannungen ihre normale Lösung finden.

Hauptgeschäftsführer Effelsberg, Essen
Deutscher Werkmeister-Bund.

Besitzsteuerpolitik und Belastung der „breiten Masse“

Zur Denkschrift des Reichsverbandes der deutschen Industrie



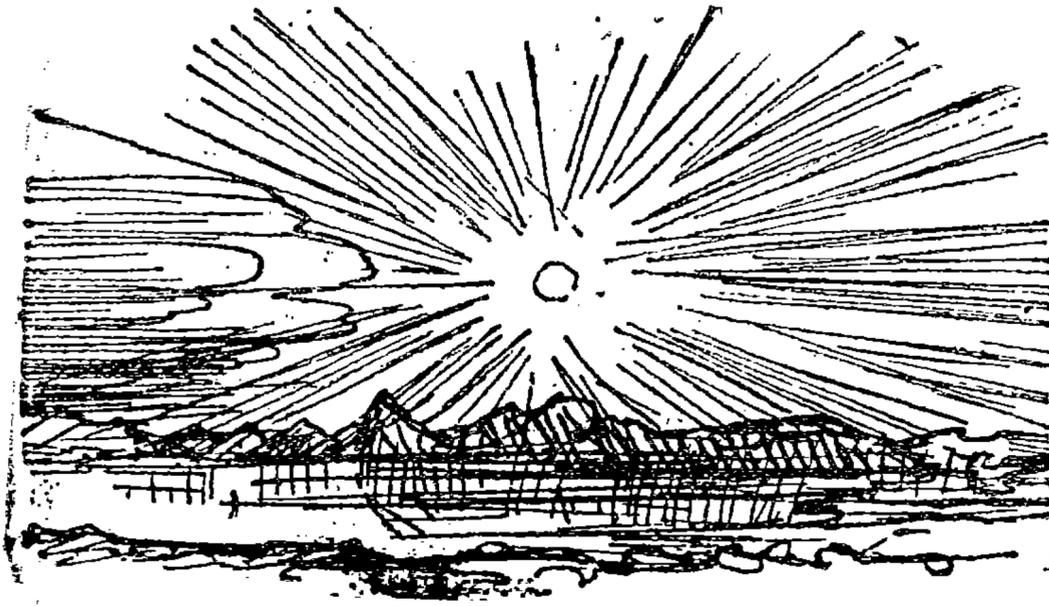
Die Denkschrift des Reichsverbandes der deutschen Industrie, deren wirtschafts- und sozialpolitischen Teil wir in der vorigen Nummer unseres Organs einer Kritik unterzogen, wird auch bei den Punkten Finanz- und Steuerpolitik von dem einheitlichen Gesichtspunkt getragen: Wie vermindern wir die Lasten der Wirtschaft? Wenn der Reichsverband hierbei zunächst an eine Ausgabenreduktion denkt, um zu einer Verringerung des Defizits im volkswirtschaftlichen Haushalt zu kommen, so ist das an sich nichts Neues. Der Gedanke kehrt in allen finanzpolitischen Erörterungen wieder, die in den letzten Monaten gepflogen wurden.

Es fragt sich nur: Wie und wo soll eine Senkung der Lasten erfolgen? Da freilich läßt die Denkschrift große allgemeine und vollklich tragbare Gedanken sehr in den Hintergrund treten zugunsten einseitiger Vorteile für die Wirtschaft. In dem Kapitel Finanz- und Steuerreform führt die Denkschrift konsequent die Idee weiter, die auch im ersten Teil schon in die Erscheinung tritt, nämlich: Freiheit dem Gewerbe,

Lastenminderung für das Gewerbe; der Staat ist dafür da, den wirtschaftlichen Kreisen zu helfen, und im übrigen hat er sich um ihr Tun und Handeln nicht zu kümmern.

Wenngleich auch wir als Arbeiter die Motive „Wirtschaftsverdroffenheit und Arbeitsunlust“ beim Unternehmer nicht rundweg in den Wind schlagen wollen, so wird doch heute übertrieben mit dieser Schlagge gewinkt. Wie ist denn bei „Wirtschaftsverdroffenheit“ die noch dauernd steigende Zahl der Händler und Geschäfte zu erklären? Aber zu glauben, unter der Schlagge „Wirtschaftsverdroffenheit“ nun mit starker Druck ein solch einseitiges Steuerprogramm durchdrücken zu können, ist doch schon mehr als happig. Die Erleichterungen, die uns heute der Young-Plan gegenüber dem Dawes-Pakt bringt, wünscht das Unternehmertum sehr einseitig für seine Position auszunützen. Den Arbeitslosen will man noch eine Senkung der Unterstützung aufhalten und sich selbst in den Genuß der Vorteile des Young-Planes setzen.

Es genügt, wenn wir an dieser Stelle kurz die hervorstechendsten Momente der vom Reichsverband der deutschen Industrie aufgestellten Forderungen aufzählen:



Die Sonne des Erfolges

auf wirtschaftlichem und rechtlichem Gebiet wird der Metallarbeiterschaft nur dann leuchten, wenn sie selbst ihre Hauptaufgabe klar erkennt:

**Restlose
gewerkschaftliche Organisierung!**

Alle öffentlichen Ausgaben und Steuern in Reich, Staat und Kommunen sind zu senken. Die Ausgaben von Reich, Ländern und Kommunen sind zu beschränken. Die Beschaffung aller öffentlichen Einnahmen muß unter Entlastung der Privatwirtschaft durch Verstärkung der indirekten Besteuerung erfolgen. Entsprechend ist das Ausgaberecht aller Parlamente — auch durch Festigung der Stellung eines Sparkommissars — zu beschränken. Im einzelnen wird auf dem Gebiet der Steuerpolitik gefordert: sofortige und vollständige Beseitigung der Industriebelastung und der Rentenbankzinsen, sofortige Herabsetzung der Gewerbesteuer auf mindestens die Hälfte, gänzliche Beseitigung nach einer kurzen Uebergangszeit, Herabsetzung der Einkommensteuer, vor allem in den mittleren und höheren Stufen, d. h. bei den Einkommen von 8000 bis 15 000 RM, und eine Herabsetzung des Höchstbetrages ganz allgemein auf 25 %, völlige Beseitigung der Kapitalertragssteuer auch für inländische Aktienwerte, Beseitigung der Hauszinssteuer, Halbierung der Grundvermögenssteuer, Herabsetzung bzw. Beseitigung der Kapitalverkehrs- und der Wertzuwachssteuer. Für die eintretenden Steuerausfälle soll der Um- und Ausbau des Steuersystems erfolgen durch stärkste Anspannung insbesondere der Verbrauchssteuern und die Erhebung eines alle Bevölkerungskreise treffenden gemeindlichen Verwaltungs-kostenbeitrags, durch die Einführung einer allgemeinen Mietsteuer, die von den Mietern zu tragen ist, und durch Zuschläge zu den Realsteuern und eventuell auch durch Zuschläge noch zur Mietsteuer. Auch müssen die öffentlichen Betriebe ebenso besteuert werden wie die privaten.

Wenn man diese Vorschläge liest, wird man nicht daran vorbeikommen, dieses Sparrezept als ein Programm für die Kapitaldividende anzusehen.

Und nun fragt sich: Wie sollen die Milderungen der Steuer für das Kapital herausgeholt werden? Nun, eben durch eine Mehrbelastung der breiten Massen, durch eine Steigerung der indirekten Steuern. Die Verbrauchs- und Verkehrssteuern treffen ja weitaus die breiten Schichten und am stärksten wieder die kinderreichen Familien. Theoretisch wird ja zwar jeder durch diese Zahlungen gleichmäßig belastet. Praktisch aber werden sie von den Lohn- und Gehaltsempfängern getragen, die über 70 % des deutschen Volkes ausmachen. Zudem belasten die Verbrauchssteuern den kleinen Lohn viel mehr als das hohe Einkommen.

Die von den Sozialisten geführte Regierung schlägt in ihrem Finanzprogramm 800 Millionen Reichsmark zur Minderung der direkten Steuern vor; dafür sollen dann Konsumartikel (in diesem Falle Bier und Tabak) eine Steigerung der Steuer erfahren. Sehr interessant ist, daß nach Vorschlag der Reichsregierung auch die Bier- und Tabaksteuer um ein Drittel ermäßigt werden soll. Ebenso soll die Gesellschaftsteuer auf die Hälfte gesenkt werden. In das von den Sozialisten so verhasste Regime des absoluten Fürstentums führt der Vorschlag der sogenannten Kopfsteuer zurück, wohl das Tollste, was sich im modernen „sozialen“ Zeitalter eine Steuerpolitik überhaupt leisten kann. Aber danach scheinen die Sozialisten sehr wenig

zu fragen. Wie und ob die sozialistische Arbeiterschaft sich auch diese Last von ihren Freunden in der Regierung aufhalten lassen will, mag in ihr eigenes Ermessen gestellt bleiben. Die christliche Metallarbeiterschaft würde gegen den Unsinn einer solchen Steuerpolitik schärfsten Affront machen. Soffentlich bleibt dieser steuerpolitische Unsinn schon als Vorschlag jenes berühmte „totgeborene Kind, das sich im Sande verläuft“.

Wenn die Regierung praktische Vorschläge zur Erleichterung der Finanzmisere machen will, dann bitten wir sie, nur eine Gegenüberstellung auf sich wirken zu lassen:

Beamte.	Arbeiter.
360 000 Reichsbeamte erhalten pro Jahr 1,75 Milliarden Reichsmark Pensionen.	2,8 Millionen Rentempfeänger der Invalidenversicherung erhalten jährlich 980 Millionen RM Rente.

Uns will bedünken, daß bei Sparmaßnahmen die Regierung nicht allzuweit zu suchen brauchte. Die Arbeiterschaft muß es ablehnen, erbittert um jeden Pfennig Lohn zu kämpfen, mit ein paar mageren Pensionsgrotschen vorlieb zu nehmen, stets gewärtig zu sein, daß die schmale Arbeitslosenversicherung gekürzt werden soll, und dann noch die Hauptlast der Steuern zu bezahlen. Bevor eine Schmälerung der Bezüge in der Arbeitslosenversicherung einsehen darf, hat die Regierung bei Finanzmangel die Pflicht und Schuldigkeit, da vorzugehen, wo nicht so große Not herrscht wie bei den Erwerbslosen.

Aber über die Dringlichkeit solcher Fragen schweigt die Höflichkeit der sozialistischen Parteilänger. Aus parteitaktischen Gründen sind dann auch die sozialistischen Gewerkschaften gezwungen, den Mund zu halten. Lediglich die christlichen Gewerkschaften kämpfen um das Recht der Arbeiterschaft. In der Frage der Erwerbslosenversicherung stehen wir nach wie vor auf dem Standpunkt 1. der Notwendigkeit der Beitragserhöhung, wenn die Versicherung fundiert werden soll. 2. fordern wir Umlage der Arbeitslosenversicherung auf die Volksganze und nicht nur auf die Arbeitnehmer und Unternehmer.

Sieht man sich die Denkschrift des Reichsverbandes der deutschen Industrie und das Finanzprogramm der von Sozialisten geleiteten Reichsregierung an, dann darf der Reichsverband der deutschen Industrie wohl mit Recht stolz sein auf die überraschend ähnliche, vielfach sich begegnende Ideenbasis seines Vorschlages mit dem der Reichsregierung. Ob die „breiten Massen“ von der gleichen Genugtuung erfüllt sind, scheint im „sozialen“ Zeitalter weniger von Belang zu sein. Lieber alter Kapitalist und Prophet Kirdborf, du hast doch recht gehabt 1906 in Mannheim mit deinen Worten: „Die Roten sind uns nicht so gefährlich wie die Christlichen.“ Der sozialistische Finanzminister Silberding ist der lebendige Beweis deiner Worte! Trotzdem wird das Unternehmertum eine Opposition aus Zweckmäßigkeit machen, denn eine offene Zustimmung zum Finanzprogramm könnte selbst den dummen Arbeiter stugig machen.

Ein seltsames Weihnachtsgeschenk der Regierung an das deutsche Volk ist dieses Steuerprogramm, und es ist wohl zuviel verlangt, dabel noch „guten Willens“ zu sein. Nach den vorliegenden Meldungen scheint das Unternehmertum

gut abzuschneiden dabel. Die Stärke des Unternehmertums basiert auf nichts anderem als auf der Gleichgültigkeit der unorganisierten Arbeiterschaft. Die gewerkschaftliche Durchschlagskraft zu stärken, ist daher dringendes Gebot der Stunde.
Wr. 1

Zwei Monate als Arbeiter in Sowjet-Rußland

Raum ein Land der Welt erscheint im Spiegel der Zeit so von der Parteilichkeit Haß und Gunst verzerrt wie das russische Reich. Für die Kommunisten ist es das Paradies auf Erden und für die Gegner des Bolschewismus eine wahre Hölle. Es ist darum von Interesse, einmal das Urteil eines Mannes zu hören, den friedliche Arbeit für mehrere Monate dorthin führte und der frei von Voreingenommenheit mitten unter dem russischen Volke leben konnte. Lassen wir ihn selbst erzählen:



Meine Firma hatte den Auftrag erhalten, für Rußland eine Reihe elektrotechnischer Maschinen zu bauen, die an Ort und Stelle von unseren eigenen Monteuren aufgestellt werden mußten. Es wurde zur Bedingung gemacht, daß nur solche die Einreiseerlaubnis erhielten, die noch niemals in Rußland gewesen waren. Auch ich sollte mit hinüber. Mein Paß wurde eingereicht, aber mehr als vier Wochen vergingen, ehe der erforderliche Sichtvermerk eintraf. Bei der Einreise war die Zollkontrolle ziemlich scharf; besonders nach Zeltungen wurde gefahndet. Sonst war man auf der Fahrt freundlich und zuvorkommend gegen uns. Was mir angenehm auffiel, war die Sauberkeit des Zuges, wenn auch das Wagenmaterial, die Schienen und der Oberbau abgenutzt waren. Später fand ich auch sonst überall, daß die Verkehrsmittel, wie Bahn, Straßenbahn und Autos, bis auf wenige Ausnahmen äußerst abgenutzt waren. Die Bolschewisten selbst machten kein Hehl daraus und erklärten, daß das eben auf die Kapitalknappheit zurückzuführen sei.

In Moskau wurden wir zunächst in einem Hotel der innern Stadt untergebracht; da jedoch unsere Arbeitsstätte weit draußen vor den Toren der Stadt lag, bezogen wir bald ein leichter erreichbares Quartier. Auch hier empfanden wir die Sauberkeit angenehm; nur die Verpflegung ließ viel zu wünschen übrig, und ich hatte nach zwei Monaten einen Gewichtsverlust von etwa 15 Pfund. Meinen Kollegen ging es nicht besser. Vor allem fehlte es an Brot; es gab fast nur dunkles, schlecht gebackenes Roggenbrot, das einem am dritten Tage schon so zuwider war, daß man es nur mit Widerwillen aß. Auch sonst waren die Lebensmittel recht knapp.

Da wir uns überall frei und ungehindert bewegen durften, benutzten wir unsere freie Zeit, uns gründlich Moskau



und seine Umgebung anzusehen. Überall war man freundlich und zuvorkommend gegen uns. Allerdings fielen wir durch unsere bessere Kleidung auf. Denn Textilwaren sind in Rußland knapp, teuer und schlecht. Gerade diesen Mangel an guter Kleidung empfindet die russische Bevölkerung bitter, und man sprach sich uns gegenüber offen darüber aus. Wahrscheinlich hätten wir noch manche andern Klagen gehört, wenn nicht ständig auf unsern Ausgängen Geheimagenten gewesen wären. Zuerst fiel uns das nicht auf. Als wir jedoch bei unsern Ausgängen immer die gleichen Gesichter in unserer Nähe sahen, merkten wir bald, woran wir waren. Doch trotz der Kontrolle hatten wir einige Erlebnisse, die uns die Unzufriedenheit vieler mit den bestehenden Verhältnissen bewiesen.



Eine Stenotypistin des Unternehmens, bei dem wir beschäftigt waren und die etwas deutsch sprach, erkundigte sich, wer von uns verheiratet sei, und als sie erfuhr, daß einer unserer Kollegen noch Junggeselle war, bat sie ihn sichtlich, doch eine Scheinehe mit ihr einzugehen, damit sie auf diese Weise aus Rußland herauskäme. Einmal trafen wir einen Popen, der auch sehr gut deutsch sprach und uns erzählte, er hätte durch regelmäßige Spenden der Gläubigen ein Jahreseinkommen von 200 Rubel, müßte

aber davon 120 Rubel als Steuer abführen, so daß ihm nur 80 Rubel (etwa 60 RM) pro Jahr zum Lebensunterhalt verblieben. Er bat uns, ihm doch ab und zu ein Stückchen Brot zu verschaffen. Er war gezwungen, betteln zu gehen, wenn er nicht verhungern wollte. — Einige Leute, die allmählich Vertrauen zu uns gewonnen hatten, verrieten uns, daß sie große Hoffnungen auf die Weißgardisten setzten. Wir hatten überhaupt den Eindruck, daß man auch in kommunistischen Kreisen eine große Angst vor diesen Weißgardisten hatte. Worauf das zurückzuführen war, haben wir uns niemals recht erklären können.

Aus Neugierde haben wir uns auch am Roten Platz beim Kreml die Stelle angesehen, wo die Kapelle der Iberischen Muttergottes gestanden hatte und die mit der Begründung abgerissen worden war, daß der Verkehr es erfordere. Soweit wir aber die Verkehrsverhältnisse übersehen konnten, gewannen wir die Ueberzeugung, daß der Abbruch völlig unnötig war, da man an anderen Stellen des Roten Platzes noch viel leichter und bequemer Platz für den Verkehr hätte schaffen können. Das Motiv für den Abbruch war wohl die Feindschaft gegen Kirche und Religion. — Überhaupt ist der Verkehr in Moskau nicht gerade überwältigend. Autos und Autodroschken sieht man verhältnismäßig wenig, und man erzählte sich in Moskau, daß, als die amerikanische Studienkommission dort weilte, sämtliche Droschkenchauffeure Weisung erhalten hätten, sich immer dort einzufinden, wo die Amerikaner gerade weilten, um dadurch einen lebhaften Verkehr vorzutauschen.

An der Arbeitsstätte selber versuchte man immer wieder, politische Gespräche mit uns anzuknüpfen, natürlich vermittelt durch den Dolmetscher. Wir lehnten das stets mit dem Bemerkens ab, wir seien nicht gekommen, um hier Politik zu treiben, sondern um zu arbeiten. So kamen wir im großen und ganzen gut mit den russischen Ingenieuren und Arbeitern aus. Nur einmal gab es einen Mißklang, der uns beinahe gefährlich geworden wäre und der zeigt, wie gereizt die Stimmung in russischen Kommunistenkreisen ist. Nach Beendigung der Montage stellten sich bei der Inbetriebnahme der Maschinen und Einrichtungen einige Schwierigkeiten ein, deren Ursache wir vorerst trotz angestrengten Suchens nicht zu finden vermochten. Da wurden die Blicke der Kommunisten von Stunde zu Stunde feindseliger und das Wort „Sabotage“ drang an unser Ohr. Ein nicht gelinder Schrecken erfaßte uns, denn das konnte unter Umständen übel für uns auslaufen. Glücklicherweise stellte sich bald heraus, daß die russischen Ingenieure ein Kabel hatten falsch verlegen lassen, wodurch dauernd Kurzschluß entstand. Mit doppelter Freundlichkeit suchte man nun die ungeredete Verdächtigung wieder gutzumachen, und wir schieden im besten Einvernehmen.

Auch bei der Rückreise wurden wir wieder scharf nach Zeitungen untersucht, denn es ist streng verboten, russische Zeitungen mit ins Ausland zu nehmen. Auch die deutschen Zeitungen, die wir uns während des Aufenthaltes in Rußland aus der Heimat hatten kommen lassen, wiesen immer große Lücken auf. Ganze Artikel waren herausgeschnitten. Unsere Briefe wurden stets geöffnet, niemals aber etwas herausgeschnitten oder ausgestrichen.

Rückblickend kann ich sagen, daß es in Rußland nur einen Stand gibt, der mit den augenblicklichen Verhältnissen zufrieden ist: das sind die Arbeiter, soweit sie eingeschriebene Kommunisten sind. Sie genießen in jeder Beziehung Vorrechte. Bei der Zuteilung von Lebensmitteln und Kleidung werden sie bevorzugt; sie erhalten mehr Lohn als die andern und sind in politischer Beziehung die Träger der Macht. Und doch können die Verhältnisse der russischen Arbeiter den Vergleich mit denen der deutschen auch nicht entfernt aushalten. Wer einmal die deutschen und die russischen Arbeitsverhältnisse kennengelernt hat, der wird nie und nimmer Sehnsucht nach dem „russischen Arbeiterparadies“ haben können.

G. J.

Die außerhäusliche Erwerbsarbeit der verheirateten Frau

Seit Jahren beschäftigen sich die Gewerkschaften mit dem Problem der außerhäuslichen Erwerbsarbeit der verheirateten Frauen und Mütter. Forderungen nach Einschränkung der Fabrikarbeit der Familienmutter, und Vorschläge, den Frauen Erleichterungen zu verschaffen, sind vielfach erhoben, ohne aber zu einem gewünschten Erfolg zu führen. Eher zeigt die Berufsstatistik eine Zunahme der industriellen Frauenarbeit und eine verstärkte Heranziehung der verheirateten Frauen. Fast hat es den Anschein, als wollten weite Kreise es als eine Selbstverständlichkeit hinnehmen, daß zur Erhaltung der Arbeiterfamilie eben Mann und Frau verdienen und ihre Kräfte der Wirtschaft zur Verfügung stellen müssen.

Für die Arbeiterschaft wären derartige Zustände jedoch unerträglich. Die Mutter der Arbeiterfamilie gehört in ihr Hauswesen, das sie für Mann und Kinder zu einer Heimstatt ausgestaltet, in dem sich die Familie nach der Tagesarbeit zusammensindet zum Ausruhen und Kräftesammeln. Die Frau aber, die den ganzen Tag im Betrieb ihre Berufsarbeit erfüllen muß, hat doch nicht mehr die Zeit, sich ihrer Familie zu widmen. Sie kann das Hauswesen nur notdürftig in Ordnung halten in den wenigen Stunden, die ihr vor und nach der Arbeitszeit verbleiben. Haushaltsführung ist eine ernste und wichtige Sache. Sie erfordert einen ganzen Menschen, auch im Arbeiterhaushalt, und kann nicht so nebenher gemacht werden. Die hier und dort vertretene Meinung, man müsse jeder Frau das Recht auf Arbeit zugestehen, wird in sehr mißverständlicher Weise und sehr zum Schaden der Frauen ausgelegt. Mit einer solchen Anerkennung wäre den Frauen und dem Arbeiterstand der denkbar schlechteste Dienst erwiesen. Es würde bedeuten, daß der jetzige Zustand, der hunderttausende Mütter täglich von ihren Kindern und ihren Familien reißt, als der richtige angesehen und den Frauen die große Belastung Haushaltsführung und Berufsarbeit für ihr ganzes Leben aufbürden würde. Heute ist es leider so, daß die wirtschaftliche Not in den allermeisten Fällen die Ursache ist, daß so viele verheiratete Frauen zur außerhäuslichen Erwerbsarbeit greifen. Der Verdienst des Mannes reicht nicht zur Bestreitung der Lebensbedürfnisse der Familie. Da muß die Frau mitarbeiten, müssen die Kinder in die Obhut fremder Leute gegeben werden, die Frau sich abhegen von früh bis spät. Und trotz aller Mühe und Arbeit bleibt nichts übrig, denn die Pflege der Kinder in Heimen oder in der Krippe kostet Geld. Wäsche und Bekleidung können nicht in bester Ordnung gehalten werden. Wo soll die Mutter Zeit und Kraft dafür hernehmen? Ein Haushalt verzweifelt Mehr-

kosten, wenn er nur nebenbei versorgt und nicht gepflegt werden kann. Auch diese Seite des Wirtschaftens erfordert Beachtung.

Nun soll dieser Artikel eine Aussprache eröffnen. Viele Stimmen hören wir immer über die Fragen der Erwerbsarbeit der verheirateten Frau. Selten äußern sich aber die Beteiligten selbst dazu. Wir wenden uns deshalb an die verheirateten Frauen, an die Männer, an die ledigen Arbeiterinnen und an die Jugendlichen, Stellung zu diesen Fragen zu nehmen. Es liegt uns daran, ein möglichst vielseitiges Material zu erhalten, das wir dann später veröffentlichen.

Nach unserer Meinung greifen die meisten Frauen zum Mitverdienst aus Gründen der wirtschaftlichen Not. Es wird aber auch gesagt, daß viele Frauen in den Betrieben tätig sind, ohne daß ihre wirtschaftliche Lage es erforderlich mache.



Die Metallarbeiterin

verschiedene Gründe geben hier die Veranlassung. Reicht das Einkommen des Mannes schließlich zum Unterhalt der Familie, so muß aber für besondere Anschaffungen die Frau zuverordnen. Andere wieder greifen der Kinder wegen zur Mitarbeit, damit diese eine höhere Schule besuchen können oder auch einen Beruf erlernen, der besondere Aufwendungen erfordert. Manchmal arbeiten aber auch die Frauen in den Betrieben, weil ihre Männer das einfach verlangen. Daraus erklären sich oftmals vorhandene Schwierigkeiten bei der Belegschaft eines Betriebes. Die verheirateten Frauen, die zu Hause bleiben könnten, sollten besonders zu Zeiten der Arbeitsknappheit Plätze frei machen für die Männer und ledigen Frauen, die auf Verdienst angewiesen sind.

Wie oft werden aus diesen Gründen Vorschläge und Forderungen nach einem gesetzlichen Verbot der Berufsarbeit der verheirateten Frauen erhoben. Wenn auch diese Forderung insofern verständlich ist, daß sie gestellt wird, um die Arbeitslosigkeit zu beheben, so können wir ernstlich eine derartige Forderung nicht unterstützen, weil mit den Wechselfällen des Lebens gerechnet werden muß. Die Unsicherheit der Existenz, lange Arbeitslosigkeit des Mannes, Krankheit oder gar Unfall des Ernährers zwingen immer wieder die Frau zur Mitarbeit, ganz abgesehen davon, daß die geringen Löhne, die in vielen Berufszweigen noch vorhanden sind, auch von heute auf morgen nicht beseitigt werden können. Bei einem gesetzlichen Verbot der Betriebsarbeit der verheirateten Frau müßte die Zulassung dann geprüft werden. Die Entscheidung, wann eine wirtschaftliche Not vorhanden ist, wäre aber sehr schwierig. Diese Frage braucht nur angedeutet zu werden, um die ganze Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit der Durchführung zu erkennen. Allerdings wäre es eine Aufgabe der Betriebsvertretung, hier nach dem Rechten zu sehen. Die Arbeiterschaft muß selbst die Lösung dieses Problems in die Hand nehmen und versuchen, eine Regelung zu finden. Das

erfordert vor allem auch Selbsterziehung. Die Frauen selbst möchten überlegen, ob sie nicht besser täten, wenn sie zu Hause blieben. Auf jeden Fall wäre es für sie gesünder, und die Familie würde froher und glücklicher sein.

Neuerdings wird die Frage der Halbtagsbeschäftigung der Frauen wieder erörtert. Viel Gegenliebe findet dieser Vorschlag zwar nicht. Meistens wird er von vornherein als undurchführbar abgelehnt. Und doch sollte er mehr überlegt werden. Es wäre immerhin ein Weg, der den Mitverdienst nicht völlig ausschaltete, aber die Ueberlastung einschränkte. Ähnlich wie beim Schichtwechsel könnten sich die Frauen an ihrem Arbeitsplatz ablösen, abwechselnd eine Woche vor- oder nachmittags tätig sein. Wo sich das nicht lohnt wegen weiter Wegstrecken zur und von der Arbeitsstätte, könnte die Arbeitszeit von 96 Stunden vierzehntägig auf 48 Stunden angelegt werden. Zwei Frauen würden sich jede Woche an einem Platz ablösen. Damit wäre in der arbeitsfreien oder, richtiger, betriebsfreien Woche Zeit für die Ordnung des Haushaltes, für Wäsche und dergleichen und dabei dann doch auch die Möglichkeit des Ausruhens gegeben. Gesetzlich wird auch diese Forderung nicht ohne weiteres zu verankern sein, denn Gesetze sind der Niederschlag einer gewissen sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung. Auch hier müßte die Betriebsvertretung Maßnahmen treffen und die Halbtagschicht für verheiratete Frauen einzuführen suchen. Weisen wir nicht von vornherein diese Vorschläge ab, ohne die Durchführung ernstlich zu prüfen.

Noch einmal wenden wir uns an alle, zu den aufgeworfenen Fragen Stellung zu nehmen. Die Zuschriften werden vertraulich behandelt. Alle Zuschriften sind zu richten an die Redaktion des Verbandsblattes, Duisburg, Stapeltor 17. Als letzten Termin bitten wir den 15. Januar ansehen zu wollen. ... nn.

Umschau

Professor Dr. Lewin †

Dr. Louis Lewin, Professor an der Universität Berlin und ord. Honorarprofessor an der Technischen Hochschule ist im Alter von 79 Jahren gestorben. Durch diesen Todesfall haben die medizinische Wissenschaft, besonders jedoch die Gewerbehygiene, die öffentliche und Versicherungsrechtspflege, sowie vor allem die in gesundheitschädlichen Betrieben beschäftigte Arbeiterschaft einen schweren Verlust erlitten. Diese und darüber hinaus die Gesamtheit haben diesem Manne vieles zu danken. Prof. Lewin war der medizinische Altmeister für Giftforschung, der größte Forscher und Erkennner ihres Einflusses auf Gesundheit und Leben. Neben seinen großen theoretischen Kenntnissen verfügte er über ein tiefes praktisches Wissen, sowie über große Lebenserfahrungen. Insbesondere kannte er das Betriebs- und Arbeiterleben und die Gefahren der Arbeit. Lewin verdanken wir eine Fülle grundlegender hygienischer Schriften. Er war einer der alten Kämpfer für Arbeiterschutz und Sozialversicherung. In der Aufklärung richterlicher Stellen und als Gutachter hat er viel Gutes geleistet. Auch für unsern Verband, sowie für manche von unsern Mitgliedern oder deren Hinterbliebenen, erstattete er Oberrichtungen, durch welche Versicherungsansprüche durchgesetzt wurden. Im Kampfe unseres Verbandes um Anerkennung von Gewerbekrankheiten als Betriebsunfälle unterstützte er uns in nachdrücklichster Weise und er freute sich, daß wir das in die Tat umsetzten, was er als Arzt schon längst für berechtigt und notwendig befunden hatte. Möge daher Professor Lewin ruhen in Frieden!

M.

und warm vorhanden), ebenso befinden sich auf jedem Flur einige Wannen- und Brausebäder. Außerdem ist im ganzen Hause eine moderne Zentralheizung.

Der Preis für ein Einzelzimmer beträgt 25 RM mit Verpflegung (drei Mahlzeiten), ohne Verpflegung 10 RM wöchentlich; der Preis für ein Drei-Betten-Zimmer beträgt 22 RM bzw. 7 RM.

Da die Verpflegung und Unterkunft sehr gut ist, können wir unseren Mitgliedern, insbesondere den evangelischen Kollegen, das Haus aufs beste empfehlen. G. B.

„Freie“ Gewerkschaften und Freidenkertum

In der Beilage zur Breslauer sozialistischen Volkswacht vom Mittwoch, den 13. November, 1929, konnte man lesen, daß im Hofe des Bürohauses der sozialistischen Gewerkschaften in Breslau „das neue Haus der Arbeiterschaft“ fertiggestellt, der Neubau bereits bezogen ist. Das wäre an und für sich kein Ereignis, zu dem unsere Zeitung Stellung zu nehmen hat, sondern im vorletzten Absatz des Artikels heißt es: „Im ersten Obergeschoß hat der Deutsche Metallarbeiterverband seine Kontore zweckentsprechend eingerichtet, während sich in die Räumlichkeiten der 2. Etage der Deutsche Sengewerksbund und der Verband der Maler und der Zimmererverband teilen. Das oberste Stockwerk beherbergt die Orts- und Bezirkszentrale der Sozialdemokratischen Partei. Weitere Büros haben hier noch die Sozialistische Arbeiterjugend ... und der „Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung“.

Da sind sie alle treu vereint zusammen. Sozialistische Gewerkschaften, sozialistische Partei und Freidenker. Aber sie sagen, sie seien alle voneinander unabhängig.

Weiterhin wird die „Unabhängigkeit“ von Partei und Freidenkertum noch durch die Tatsache demonstriert, daß in einer Streikversammlung der Liegnitzer Metallarbeiter von der Firma Leichert und Sohn der Verwaltungsvorstand des Deutschen Metallarbeiterverbandes in Liegnitz Flugblätter zur Reklame für die weltliche Schule verbreiten ließ, und in längeren Ausführungen an die Streikenden zur Unterstützung der weltlichen Schule aufgefordert hat.

Die christlich gegante Metallarbeiterschaft von ganz Schlesien hat hier noch einmal den klarsten Beweis dafür, wie der sozialistische Metallarbeiterverband mit vielen Bindungen sowohl der sozialistischen Partei

Eine Heimstätte für unsere evangelischen Kollegen

Düsseldorf. Wir können eine erfreuliche Meldung machen. Seit einem halben Jahre besteht für die auswärtigen Mitglieder des Christlichen Metallarbeiterverbandes, welche vorübergehend oder dauernd eine Arbeitsstelle in Düsseldorf haben, die Möglichkeit, im Evangelischen Ledigenheim, Langenstraße 20, Wohnung zu finden.

Bis Anfang dieses Jahres befanden sich in Düsseldorf drei katholische Gesellenhäuser. Dank der tatkräftigen Tätigkeit des Vereins „Gasthaus zur Heimat“, dessen Vorsitzender Pfarrer Sarney (Düsseldorf) ist, hat nun auch die evangelische Arbeiter- und Angestelltenchaft ihr Ledigenheim. Es darf festgestellt werden, daß das Haus bisher vielen zu einem angenehmen Aufenthalt geworden ist. Die Räume sind auf das angenehmste eingerichtet. In jedem Raum ist fließendes Wasser (kalt

als auch dem Antichristentum verschrieben ist. Hoffentlich lernt man aus diesen Vorgängen und sucht den Weg zum Christlichen Metallarbeiterverband Deutschlands.
B. T.

Sozialistisch-kommunistische „Weihnachtsfeier“

Wie gelehrige Schüler Lenin mit seinem Gottes- und Religionshaß unter den sächsischen Kommunisten hat, beweist die Schilderung, die ein junger Leipziger Genosse in der „Jungen Garde“, dem Zentralorgan des kommunistischen Jugendverbandes von einer Weihnachtsfeier gibt. Er erzählt:

„Wir nannten den Abend nicht „Sonnenwendfeier“, sondern „Roter Rummel“. Motto: „Religion ist das Opium für die Völker“. Bilder, Transparente, Karikaturen u. a. wurden gemalt, der ganze Saal damit dekoriert, eine Bühne gebaut und der Saal sah einfach knorke aus. Das Publikum — Sozialistische Arbeiterjugend, Sportler, Gewerkschaftsjugend und unsere Genossen — überfüllten den kleinen Saal (etwa 150 Besucher waren es). Wir waren einfach weg und unsere Mitglieder staunten Bauflüßer. Das war der erste Erfolg. Und nun zum Programm: Im Saal war es finster. An

einem Tisch, auf welchem zwei Wachskerzen brannten, las ein Genosse aus der Bibel: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Die Erde war wüst und leer und der Geist Gottes schwebte über dem Wasser.“ Wir hatten nun ganz primitiv einen Geist aus einem Stückchen Papier geschnitten, der am Bindsaden über die Bühne hin und her gezogen wurde. Zugleich plätscherte einer hinter der Bühne in einem Wassereimer herum. Das sollte heißen, der Geist Gottes schwebte über dem Wasser. Im Saal hatten sich unsere Zuschauer Falten in den Bauch gelacht. Ree so hatten wir noch niemanden zum Lachen gebracht. Der Genosse las weiter: „... Es werde Licht.“ Und da hatten wir einfach im Saal das Licht angebrannt, und das war genug Licht um von uns aus zu sehen, wie sich die Jugend vor Lachen an ihren Stühlen festhielt. Wir glaubten erst, sie lachten uns aus, weil sie vielleicht dachten, wir wollten sie verfohlen. Aber das war nicht der Fall. Wir brachten dann noch andere Szenen und Schattenbilder, von Adam und Eva die im Paradies die Banane klauten und vom Schupo-Erzengel daraus verhaftet wurden, usw. Am Schluß des Abends legten die Kritiken ein und es wurde verlangt, mehr solcher Rummel zu veranstalten.“

Und solche Erbärmlichkeiten werden indirekt unterstützt von christlichen Arbeitern, die in den sozialistischen Gewerkschaften organisiert sind.

Aus den Betrieben

Arbeiterbehandlung auf der Rösthütte Stolberg

Ist da ein junger Betriebsleiter bei der Stolberggesellschaft, Abt. Rösthütte, der als einzigstes Merkmal den Titel aller Namenlosen, nämlich den Dokortitel hat und glaubt, die Arbeiter seien vorzüglich zum Anschauen da. Nie hörten die Arbeiter etwas anderes als Beschimpfung. Kam der Betriebsrat oder Arbeiterrat und hatte eine Bitte, eine Beschwerde, stets waren die Arbeiter an allem schuld durch ihre Faulheit. Ging gar einmal der Gewerkschaftssekretär in die Bude hinein und stellte dem jungen Mann den Kopf etwas zurecht, dann war der Teufel los. Die Kerle verbehten nur seine Arbeiter. Das Sprichwort: „Der Krug geht solange zum Brunnen bis er bricht“, bekam wieder einmal seine volle Geltung. Vor einigen Tagen war wieder einmal eine gewaltige Schimpfkannonade. Endlich wars zuviel. Einer der ausgehimpften Arbeiter nahm sich den schimpfenden jungen Herrn beim Kragen und ohrfeigte ihn nach Strich und Faden. Selbstverständlich war die Arbeitsstelle damit für den betreffenden Arbeiter für alle Zukunft gesperrt. Die Prügelei ist auch nicht gut zu heißen. Aber schließlich hat der Arbeiter auch eine Ehre, und wenn der arbeitende Mensch seine Pflicht erfüllt und wird dann noch in einer solchen Weise in seiner Ehre gekränkt, läßt sich auch dieses Vorkommnis noch verstehen. Eine Lehre wird es aber für den großsprecherischen Betriebsleiter sein. Seinem Obermeister Hillemanns dürfte es ebenfalls eine Warnung sein. Im übrigen hat sich in der letzten

Zeit auch in der Zinkhütte Münsterbusch die Anschauung der Arbeiter durch Vorarbeiter und Meister eingebürgert. Der Arbeiterrat hat bereits eingegriffen und eine lange Auseinandersetzung mit der Direktion läßt hoffen, daß das Vorgekommene in der Zinkhütte nicht mehr wiederholt wird.
R. Hg.

Großer Erfolg für die Maschinisten in der oberpfälzischen Hüttenindustrie

Der seit etwa 2 Jahren schwebende Prozeß der Maschinisten der Luitpoldhütte in Amberg ist im Zusammenhang mit der vor kurzem getroffenen Lohnvereinbarung durch Vergleich beigelegt worden. Die Arbeitgeber erklärten sich bereit, unserm Verband und dem DMV. den Betrag von insgesamt 15 000 RM zur Verteilung an die Maschinisten der Luitpoldhütte sowie der beiden Markhüttenwerke Rosenbergs und Zaldhofs zu zahlen. Es wurde damit ein Streitfall beigelegt, der wiederholt die arbeitsgerichtlichen Instanzen und selbst das Reichsarbeitsgericht beschäftigt hat und dessen Beilegung als ein voller Erfolg der Gewerkschaft gebucht werden kann. Es handelte sich hier um die Frage, ob die Maschinisten bei zwölfstündiger Arbeitszeit, während der sie an ihrer Arbeitsstelle zu bleiben hatten, auch das Recht auf volle Bezahlung dieser 12 Stunden haben. Da diese Forderung von den Arbeitgebern ver-

Harte Zeiten

Charles Dickens.

XIV.

Stephen sah zufällig Frau Sparrit an.

„Ich kann mich entfernen, Mr. Bounderby, wenn Sie es wünschen,“ sagte die stets zur Selbstaufopferung bereite Dame, indem sie Miene machte, ihren Fuß aus dem Steigbügel zu ziehen.

Mr. Bounderby behielt einen Bissen Rotelett, den er eben verschlucken wollte, im Munde und streckte die linke Hand aus, um Frau Sparrit zum Bleiben aufzufordern. Dann zog er die Hand zurück, verschluckte den Bissen und sagte zu Stephen:

„Ihr wißt wohl, daß diese Dame eine vornehme Frau, eine Frau von guter Herkunft ist. Ihr braucht daraus, daß sie jetzt meinem Hause vorsteht, nicht zu schließen, daß sie nicht aus guter Familie wäre — nein, man kann gar nicht vornehmer sein! Wenn Ihr also was zu sagen habt, was sich vor einer solchen Dame nicht sagen läßt, so wird sie sich zurückziehen. Ist es aber etwas, was sie hören kann, so wird sie bleiben.“

„Sir, ich glaube nicht, daß ich je, seitdem ich auf der Welt bin, was zu sagen gehabt hätte, was 'ne Dame nicht hören könnte,“ entgegnete Stephen ein wenig errötend.

„Nun gut,“ gab Mr. Bounderby zur Antwort, indem er seinen Teller von sich schob und sich im Stuhle zurücklehnte; „so schießt nur los.“

„Ich bin gekommen, um mir Ihren Rat zu erbitten,“ begann Stephen nach kurzem Nachdenken, die Augen vom Boden erhebend. „Ich habe ihn groß nötig. Es ist vorige Ostern neunzehn Jahre gewesen, daß ich verheiratet bin — neunzehn lange Jahre. Sie war 'n junges Mädchen, recht hübsch und stand auch in gutem Leumund. Aber sie kam bald auf unrechte Wege. Nicht durch meine Schuld. Gott weiß, daß ich kein schlechter Ehemann war.“

„Davon habe ich bereits gehört,“ entgegnete Mr. Bounderby. „Sie hing an zu trinken, hörte auf zu arbeiten, verkaufte Eure Sachen, verlegte die Kleider und wurde Teufels Unterfütter.“

„Ich hatte Geduld mit ihr —“



„Dumm genug,“ sagte Mr. Bounderby für sich in sein Weinglas hinein.)

„Ich hatte viel Geduld mit ihr, und machte viele Versuche, es ihr abzugewöhnen. Ich versuchte das und jenes und was anderes — aber wenn ich dann einmal heim kam, fand ich alles ausgeräumt, und sie lag viehisch betrunken auf dem bloßen Fußboden. Und das ist nicht einmal geschehen — nein, zwanzigmal!“

Jede Falte seines Gesichts vertiefte sich während dieser Erzählung und legte für das, was er erduldet hatte, Zeugnis ab.

„Und so wurde es schlimmer und immer schlimmer. Sie ging von mir fort und sank in jeder Weise immer tiefer und tiefer. Und nachher kam sie zurück — ja sie kam zurück: und ich konnte es ihr nicht verwehren. Ich bin Nächte lang auf den Straßen rumgelaufen, nur um nicht heimgehen zu müssen. Ich bin auf die Brücke gegangen, um mich 'nunter zu stürzen, nur um's nicht mehr mit anzusehen. Ich habe so viel gelitten, daß ich alt geworden bin vor der Zeit.“

Frau Sparrit, welche ihre Arbeit ruhig fortsetzte, zog hier ihre korioslanischen Augenbrauen in die Höhe und schüttelte den Kopf, als wollte sie sagen: die Großen haben ihre Sorgen ebenso gut, wie die Kleinen. Dazu brauchen Sie nur mich anzusehen.

„Ich gab ihr Geld, damit sie von mir ging — habe ihr die letzten fünf Jahre immer Geld gegeben. Schaffte mir auch wieder einige ordentliche Möbel an,“ fuhr Stephen fort. „Ich habe ärmlich und lärglich gelebt, nur damit ich nicht in jeder Minute Schande befürchten mußte. Gestern

welgere wurde, indem sie nach ihrem Ermessen nur 10 Stunden bezahlten und für die übrigen 2 Stunden eine Entschädigung von 30 *Rpf* pro Schicht gewährten, wurde von unserem Verban- und vom OMD. Klageantrag beim Arbeitsgericht gestellt auf Bezahlung der übrigen 2 Stunden. Während das Arbeitsgericht den Klageantrag abwies, hatte die von uns eingelegte Berufung beim Landesarbeitsgericht Erfolg. Auch das Reichsarbeitsgericht, bei dem die Arbeitgeber Revision einlegten, erkannte auf Bezahlung der vollen 12 Stunden. Die Entscheidung erfolgte u. a. mit folgender Begründung:

„Das Landesarbeitsgericht stellt fest, daß die Kläger während der Pausen denselben Beobachtungsdienst wie während der zehnstündigen Arbeitszeit zu verrichten haben und gelangt deshalb zu der Überzeugung, daß in den Pausen der von den Klägern sonst zu leistende Dienst „einfach“ fortgesetzt wird. Diese, auf einer tarrichterlichen Würdigung der Verhältnisse beruhende Annahme, welche einen Rechtsirrtum nicht erkennen lasse, ist für das Revisionsgericht bindend. Es ist auch an sich nicht zu beanstanden, wenn das Landesarbeitsgericht hieraus die Folgerung zieht, daß die Kläger für die Pausen eine Vergütung in Höhe des Tariflohnes fordern können. Aus der Tatsache, daß die Arbeitszeit in dem an Stelle von § 2 des Tarifvertrages getretenen Mehrarbeitszeitabkommens auf wöchentlich 60 Stunden festgelegt ist, ergibt sich leiblich, daß die Kläger zu einer über dieses Höchstmaß hinausgehenden Arbeitsleistung nicht verbunden sind. Haben sie aber freiwillig über jene Grenze hinaus Arbeit verrichtet, so gebührt ihnen für diese Mehrleistung ein

angemessener Lohn, für dessen Festsetzung der Tariflohn unbedenklich als Richtschnur dienen kann.“

Da jedoch das Landesarbeitsgericht in seiner Urteilsbegründung den Umstand unerwähnt ließ, daß auf Grund vorausgegangener Verhandlungen zwischen den Vertragsparteien die Kläger 10 *Rpf* pro Schicht Entschädigung erhielten, verwies das Reichsarbeitsgericht die Streitfrage zu neuerlicher Verhandlung an das Landesarbeitsgericht zurück. Auch diese Verhandlung entschied zu Gunsten der Maschinisten und da eine Berufung nicht mehr zugelassen war, erhielten die Maschinisten die geforderten 2 Stunden pro Schicht für den Monat Dezember 1927 ausbezahlt. Auf Grund dieses Urteils mußte für die Maschinisten die dreigeteilte Schicht eingeführt werden und somit war durch den Prozeßausgang auch in dieser Hinsicht einer dringenden Forderung der Maschinisten Rechnung getragen.

Es ist selbstverständlich, daß angesichts der nunmehr hinreichend geklärten Rechtslage von uns erneut Klage gestellt wurde auf Nachzahlung der verfahrenen 2 Stunden vom 1. Januar 1928 bis zur Einführung der dreigeteilten Schicht Mitte Mai 1929. Im ersten Rechtspruch errangen wir erneut ein obliegendes Urteil und es dürfte den Arbeitgebern nun endlich gedämmert haben, daß es falsche Hoffnungen waren, die sie anfänglich an den Ausgang dieses bedeutungsvollen Rechtsstreites knüpften. Wie schon erwähnt, bezahlte der Arbeitgeberverband 17.000 *RM* zur Abfindung aller Ansprüche. Es wurde vereinbart, daß diese Summe den Gewerkschaften zur Verfügung gestellt wird, von welcher sie an die streitbeteiligten Kollegen anteilmäßig verteilt wird. E.

Verbandsgebiet

Fürstenwalde. Unsere Ortsgruppe hatte vor kurzem zu einer Werberversammlung aufgerufen. Erfreulicherweise waren der Einladung eine stattliche Anzahl von Mitgliedern und auch eine Reihe von Gästen gefolgt. Vertreten war die evangelische Geistlichkeit durch Herrn Pfarrer Kornrumpf. Ferner waren vertreten eine ganze Reihe rechtsstehender und völkischer Organisationen. Der Ortsauschuß des D.V.B. hatte seinen Vorsitzenden entsandt. Kollege O. Dudesy (Berlin) hatte den Vortrag „Die christliche Gewerkschaftsbewegung und ihre Stellung zur Nation“ übernommen. Aus seinen Ausführungen ist folgendes zu entnehmen:

Wirkliches Nationalgefühl ist ohne christliches Empfinden undenkbar. Umgekehrt ist es genau so. Jeder Christ hat auch sein Volk und Vaterland lieb. Volk ist naturgegebene, bewußte, sittlich verpflichtende Gemeinschaft. Die christliche Gewerkschaftsbewegung steht daher auf dem Standpunkt der Volksgemeinschaft. Klassenkampftheorie, ganz gleich ob sie von unten oder von oben betrieben wird, lehnen die christlichen Gewerkschaften ab. Die christliche Gewerkschaftsbewegung redet aber nicht nur von nationalem Wollen, sondern sie handelt auch danach. Redner führte dafür drei Beispiele an. 1. Den Befreiungskampf der Rheinlande vom Separatismus. 2. Den Karfreitag 1923, an dem in Essen das Blut christ-

licher Metallarbeiter von den Franzosen vergossen wurde. Und 3. hat in der Zeit höchster Wirtschaftsnot die organisierte Arbeiterschaft der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie einer vorübergehenden Verlängerung der Arbeitszeit zugestimmt. Deshalb, so führte der Redner weiter aus, müsse es für jeden Arbeiter, der auf christlich-nationalem Boden steht, eine glatte Selbstverständlichkeit sein, sich den christlichen Gewerkschaften anzuschließen, und wenn er Metallarbeiter sei, müsse er die Mitgliedschaft im Christlichen Metallarbeiterverband erwerben. Christliche und nationale Ideen gehören zusammen und ist kein Gegensatz da.

In der Aussprache wurde von den geladenen Gästen zum Ausdruck gebracht, daß sie selbstverständlich, nachdem ihnen diese Aufklärung zuteil geworden sei, mit aller Konsequenz für die christliche Gewerkschaftsidee eintreten würden.

Unser Vorsitzender, Kollege Leutner, schloß dann mit einigen begeisterten Worten und der nochmaligen Bitte an die Gäste, unsere Bestrebungen zu unterstützen, die Versammlung. G. D.

Ulm a. D. Ein tragischer Betriebsunfall bei der Firma Kappbohrer, Karosseriefabrik in Ulm, hat zwei jungen Menschen das Leben gekostet. Hans Sülzbeck, Schlosser, geb. am 18. Juni 1910 in Ulm, war sofort tot,

abend als ich heimkam, lag sie in meiner Stube auf dem Fußboden — und da ist sie nun wieder!“

Stephen hatte in seiner Verzweiflung und im tiefen Gefühl seines Unglücks manchmal laut und heftig gesprochen, wie ein zorniger Mann — in andern Momenten stand er wieder mit seiner gewöhnlichen nachdenklichen Miene und sah Mr. Bounderby mit halb forschendem, halb ratlosem Blicke an, als wäre er innerlich damit beschäftigt, eine sehr schwierige Frage zu lösen. Den Hut hielt er fest in der linken Hand, die er auf die Hüfte stützte, während sein rechter Arm das, was er jagte, mit energischen Gesten begleitete, von denen es nicht die ausdrucksloseste war, wenn er den Arm etwas gebogen stillhielt, ohne ihn an sich zu ziehen.

„Mit Ausnahme des letzten Punktes war mir alles das bereits seit langer Zeit bekannt.“ entgegnete Mr. Bounderby. Es ist eine traurige Geschichte, das ist gewiß. Ihr hättet besser getan, zu bleiben, was Ihr waret, anstatt zu heiraten. Aber freilich kommt der Rat jetzt zu spät.“

„War es in bezug auf das Alter eine ungleiche Ehe?“ fragte Frau Sparfit.

„Ihr hört, was die Dame fragt. War eure unglückliche Ehe eine unglückliche Partie hinsichtlich des Alters?“ fragte Mr. Bounderby.

„Nicht im Geringsten. Ich war einundzwanzig Jahre und sie nicht ganz zwanzig.“

„Ah.“ bemerkte Frau Sparfit zu Mr. Bounderby gewendet mit dem größten Gleichmut. „Ich schloß aus dem traurigen Verlauf der Ehe, daß sie hinsichtlich der Jahre eine ungleiche gewesen sein mußte.“

Mr. Bounderby sah die Dame mit einem hartem Seitenblicke an, der etwas Verlegenes hatte, und stärkte sich dann nochmals durch einen Schluck Sherry.

„Nun, warum jagt Ihr nicht fort?“ fragte er Stephen Blackpool beinahe gereizt.

„Ich bin gekommen, Sir, um Sie zu fragen, auf welche Weise ich dies Weib los werden kann?“ jagte Stephen, während sich ein noch tieferer Ernst in dem gemischten Ausdruck seines Gesichtes kund gab. Frau Sparfit ließ einen leisen Ausruf hören, als ob sie einen moralischen Stoß bekommen hätte.

„Wie meint Ihr das.“ fragte Mr. Bounderby und stand auf, um sich an das Kamin zu stellen. „Was redet Ihr da! Sie ist euch angetraut für Freude und Leid.“

„Ich muß sie los werden! Ich kann's nicht mehr ertragen, und hätt's nicht so lange ertragen, wenn mir nicht das beste Mädchen von der Welt immer wieder Trost und Mut zugesprochen hätte. Ohne sie wäre ich schon lange verrückt geworden.“

„Ich fürchte, Sir, er wünscht frei zu sein, um das Frauenzimmer, von dem er spricht, heiraten zu können.“ bemerkte Frau Sparfit halbblau und offenbar tief verletzt durch die Sittenverderbnis solcher Leute.

„So ist's. Die Dame hat ganz richtig geraten.“ „s ist, wie sie sagt, und ich wollte eben drauf kommen.“ fuhr Stephen fort. „Ich habe manchmal in den Blättern gelesen, daß die vornehmen Leute (es sei ferne vor mir, ihnen Böses zu wünschen!) nicht so fest mit einander verbunden sind, daß nur der Tod sie trennen könnte. Sie können sich scheiden lassen und sich wieder verheiraten. Und wenn sie sich nicht vertragen, weil sie nicht zusammen passen, so haben sie immer 'ne ganze Menge Zimmer in ihren Häusern und können 'nander aus dem Wege gehen, während wir armen Leute nur 'ne einzige Stube haben, und das nicht können. Und wenn's so auch noch nicht geht, so haben sie viel Vermögen und können sagen, das ist für mich und das für dich, und dann kann jeder machen, was er will, was bei uns alles nicht möglich ist. Aber trotzdem sie's schon in alledem besser haben, werden sie um viel geringerer Ursachen geschieden, als die ist, die mich dazu treibt. Und so will auch ich von meiner Frau geschieden sein, und möchte nur wissen, wie ich es zu machen habe.“

„Ihr könnt euch nicht scheiden lassen.“ erwiderte Mr. Bounderby.

„Wenn ich ihr aber ein Leid antue, Sir, nicht wahr, da gibts ein Befehl, nach dem ich bestraft werde?“

„Natürlich gibts ein solches.“

„Auch wenn ich fortgehe und sie im Stiche lasse, kann ich nach dem Befehl bestraft werden?“

„Allerdings.“

„Und wenn ich die andere heirate, werde ich auch bestraft!“

und nun ist auch der schwer verunglückte Michael Strichmann, Schlosser, geb. am 21. 10. 1907, nachdem er das Bewußtsein nicht wieder erlangte, seinen schweren Verletzungen erlegen

Die beiden, so jäh ums Leben gekommene, waren brave, ruhige und solide junge Leute, deren Eltern und Geschwister dadurch einen herben Verlust erlitten haben. Auch der Christliche Metallarbeiterverband, Ortsgruppe Ulm, verliert durch die beiden junge hoffnungsvolle Mitglieder.

Mögen sie ruhen in Gottes Frieden! Sp.

Saarbrücken. Eine Führerkonferenz fand kürzlich für unsere Ortsverwaltung statt, um Rückschau zu halten auf die geleistete Arbeit und um Richtlinien zu geben für die kommenden Monate. Kollege Steinacker berichtete eingangs über die geleistete Agitation. Nach seinem Bericht sind im Monat Oktober 149 Aufnahmen und Uebertritte von 21 Ortsgruppen und 62 Kollegen gemacht worden. Leider haben sich 4 Ortsgruppen an der Werbearbeit nicht beteiligt. Zu diesem Kapitel wurde folgende Resolution angenommen:

„Es ist ein absolut unhaltbarer Zustand, daß die Metallarbeiterschaft in der Hütten- und Metallindustrie, sowie im Kleingewerbe (die Grubenmetallarbeiter sind besser organisiert) nicht in viel stärkerem Maße organisiert ist. Bei allen Verhandlungen und Besprechungen, gleich welcher Art, macht sich dieser unhaltbare Zustand zum Schaden der beteiligten Arbeiter bemerkbar. Für die Metallarbeiterschaft ist der Zeitpunkt daher längst gekommen, etwas mehr an dem Ausbau ihrer wirtschaftlichen Interessenvertretung zu denken.“

Die organisierte Arbeiterschaft der Ortsverwaltung Saarbrücken gelobt daher heute erneut, den hohen Wert der Organisation erkennend, für eine alabaldige und gründliche Ausbreitung unseres Christlichen Metallarbeiterverbandes zu sorgen.“

Kollege Franzen sprach dann über das Abrechnungswesen. Er forderte Pünktlichkeit, Genauigkeit und Selbstlosigkeit. Gutes und rest-

loses Bedienen der Mitglieder und sorgfames Nachgehen der Ausgetretenen bezeichnete er als Voraussetzung jeder erfolgreichen Gewerkschaftsarbeit.

Bezirksleiter, Kollege Pfl., sprach dann ermunternde Worte an die Mitglieder und behandelte kurz das Rückgliederungsproblem. Dabei müssen wir den Blick aufs Ganze richten, um nicht zu kurz zu kommen. Zum Schluß dankte er allen Mitarbeitern, die in der Agitation mitgewirkt haben und forderte weiteres Mitarbeiten der Kollegen.

Bezüglich der Arbeitsbeschaffung schlug Kollege Steinacker folgende Resolution vor:

„Für einen arbeitsbereiten Menschen gibt es kaum etwas Schlimmeres wie arbeitslos zu sein. Dieses gilt unterschiedslos für verheiratete und ledige Arbeiter. Um diesen Arbeitslosenjammer zu beheben, kommt in allererster Linie die Arbeitsbeschaffung in Frage und dann die Arbeitslosenunterstützung.“

Der allen Dingen muß daher von der Industrie erwartet werden, daß sie möglichst die Arbeitskräfte auch durch eine abfallende Geschäftslage behält und dafür, die auch dann noch vielfach geleisteten Ueberstunden und Ueberstunden einschränkt.

Die Arbeitslosenziffern steigen wieder und hier zu helfen muß Pflicht der Gesamtheit sein.

Im Namen unserer arbeitslosen Arbeitskollegen fordern wir daher die Kommunalverwaltungen auf, alsbald Arbeitspläne auszuarbeiten und mit den Arbeiten zu beginnen.

Die Regierungskommission wird ersucht, die 300 Millionen Steuerüberschüsse den Gemeindefür diese Zwecke in geeigneter Weise zur Verfügung zu stellen.

Der Christliche Metallarbeiterverband wird ersucht, die deshalb an die Gemeinden und Regierungskommissionen heranzutreten.“

Mit allseitigem guten Willen an die Arbeit zu gehen, wurde die Konferenz geschlossen St.

Branchenbewegung

Fachauschuß für Schweißtechnik

Der Sachauschuß hielt Ende November seine diesjährigen Herbstsitzungen ab. In der Arbeitsgruppe „Elektrische Schweißgeräte“ wurde der Entwurf der Richtlinien für Bewertung elektrischer Gleichstromschweißmaschinen durch eingehende Erörterung der verschiedenen Anregungen endgültig gefaßt. Er wird nunmehr der betreffenden Kommission des Verbandes deutscher Elektrotechniker zugeleitet und voraussichtlich mit Beginn des neuen Jahres veröffentlicht werden.

Der Sonderauschuß „Schweißen im Stahlbau“ hat seine Arbeiten zur Aufstellung von Richtlinien für Ausführung und Abnahme geschweißter Stahlbauten ebenfalls zu einem einstweiligen Abschluß bringen können.

nen. In der in mehreren Sitzungen des Sonderauschusses stattgefundenen eingehenden Beratung des Entwurfs dieser Richtlinien haben sich die Sachleute der Eisenbauämtern, der Baupolizeibehörden und der schweißtechnischen Wissenschaft lebhaft beteiligt.

Das Preisausschreiben des Sachauschusses zur Erlangung einer zuverlässigen Sicherheitsvorlage für Uetylen-Entwickler hat die lebhafteste Beachtung gefunden. Ebenso hat die Absicht des Sachauschusses zur Schaffung eines werkstattgerechten, schnell arbeitenden Prüfgerätes für Schweißnähte ohne Zerstörung lebhaftes Echo geweckt. Zahlreiche, zum Teil sehr geistreiche Vorschläge zum Bau eines solchen Prüfgerätes sind aus verschiedenen Ländern Europas eingegangen.

„Selbstverständlich.“

„Und wenn ich mit der anderen lebe, ohne sie zu heiraten — ich jage nur so, denn sie ist viel zu gut, als daß so was möglich wäre — nicht wahr, da gibts auch ein Gesetz, das mich in jedem meiner unschuldigen Kinder bestraft?“

„Natürlich gibts das.“

Kun, so zeigen Sie mir um Gotteswillen auch das Gesetz, das mir helfen kann!“

„hm. Solche Lebensverhältnisse sind nun einmal geheiligt.“ entgegnete Mr. Bounderby; „man — man darf sie nicht zerrreißen.“

„Nein, nein, jagen Sie das nicht — nur das eine sagen Sie nicht. Sie können es nicht! Ich bin nur ein Weber und bin von Kindheit auf in der Fabrik gewesen — aber ich habe Augen zum Sehen und Ohren zum Hören. Ich lese in den Zeitungen und bei jeder Session der Schwurgerichte — und Sie lesen es auch — mit Entsetzen — wieviel Blut im Lande vergossen wird, weil die Menschen unter keiner Bedingung und um keinen Preis voneinander loskommen können — wieviel Gewalttat, Mord und Totschlag aus diesem Grunde zwischen Scheleuten aus dem Volke vorkommt. Das muß man sich klar machen. Mein Fall ist sehr schlimm, und ich bitte Sie — wenn Sie so gut sein wollen — mir zu sagen, welches Gesetz mir helfen könnte.“

„Kun, so will ichs euch sagen.“ entgegnete Mr. Bounderby und steckte beide Hände in seine Taschen. „Ja, es gibt ein solches Gesetz.“

Stephen kehrte sofort zu seiner ruhigen Art und Weise zurück und nickte mit dem Kopfe. Indem er Mr. Bounderby mit gespannter Aufmerksamkeit ansah.

„Aber dies Gesetz ist nicht für euch, denn es kostet Geld — viel Geld!“ fuhr Mr. Bounderby fort.

„Wieviel kann es kosten?“ fragte Stephen ruhig.

„Ihr würdet also zuerst einen Prozeß bei den Doktors' Commons anzustrengen haben, dann müßtet ihr die Sache bei dem Gerichtshof für das gemeine Recht sowie bei dem Hause der Lords anhängig machen, und schließlich hättet ihr, um wieder heiraten zu können, eine Parlamentsakte auszuwirken. Das würde euch — vorausgesetzt, daß es ein ganz

glatt verlaufender Fall ist — etwa eintausend bis fünfzehnhundert Pfund kosten; vielleicht auch das Doppelte.“ gab Mr. Bounderby zur Antwort.

„Und ein anderes Gesetz gibts nicht?“

„Nein.“

„Dann, Sir,“ jagte Stephen, indem er totenbläß wurde und mit der rechten Hand eine Bewegung machte, als ob er alles in die vier Winde zerstreute, „dann ist's eine Ruschelmuschel. Es ist alles nur eine große Ruschelmuschel und je eher ich tot bin, desto besser.“

(Frau Sparsit gab abermals einen Laut von sich, um ihren Abscheu gegen die Gottlosigkeit des Volkes auszudrücken.)

„Bah, bah! Redet keinen Unsinn, Mann.“ jagte Mr. Bounderby. „Sprecht nicht über Dinge, die ihr nicht versteht, und nennt die Institutionen eures Vaterlandes keine Ruschelmuschel, sonst könntet ihr eines schönen Tages selbst in eine wirkliche Ruschelmuschel hineingeraten. Die Institutionen eures Vaterlandes sind keine Stückarbeit und das einzige, was ihr zu tun habt, ist euch um eure Stückarbeit zu kümmern. Ihr habt eure Frau nicht zum Späße genommen, sondern für gute und schlechte Tage. Wenn sie sich nach der schlechten Seite gewendet hat, so läßt sich darüber weiter nichts sagen, als daß sie sich eben auch nach der guten hätte wenden können.“

„Es ist eine Ruschelmuschel,“ jagte Stephen, indem er den Kopf schüttelte und nach der Tür ging. „Es ist eine große Ruschelmuschel!“

„Und nun will ich euch noch was sagen.“ begann Mr. Bounderby, noch einmal, gleichsam als Abschiedsrede. „Ihr habt durch eure, wie ich es nicht anders nennen kann, ruchlosen Ansichten diese Dame verletzt, die, wie ich euch schon sagte, von vornehmen Stande ist und die, wie ich euch noch nicht sagte, ebenfalls in der Ehe ihr Unglück gehabt hat, wobel es sich um zehntausende von Pfunden handelte — um zehntausende von Pfunden.“ (Er wiederholte das mit großem Genuß.) „Kun seid ihr zwar bis dahin immer ein zuverlässiger Arbeiter gewesen, aber ich glaube, und sage es euch ins Gesicht, daß ihr euch auf die falsche Seite werft. Ihr habt dem einen oder andern Mißvergnügten Gehör geschenkt — es gibt ja überall welche — und das Beste, was ihr tun könnt, ist umzukehren. Ihr müßt nämlich wissen“ — hier nahm sein Gesicht einen wunderbar scharfsinnigen Ausdruck an — „Ihr müßt wissen, daß ich

In der Sitzung des Sachausschuß-Vorstandes wurde über allgemeine Richtlinien in der Führung der Gemeinschaftsarbeit des Sachausschusses beraten. Es ist beabsichtigt, die Geldgeber des Sachausschusses in der Förderergruppe auf festerer Grundlage zusammenzufassen. V d I.

Metallarbeiter, Heizer und Maschinisten im Ruhrbergbau

Endlich hat der „Bergknappe“, das Organ des Gewerkschafts christlicher Bergarbeiter, in seiner Nr. 50 den „richtigen“ Ton gefunden. Unseren Rat, sich bei einem der vielen Rechtsschutzbeamten des Gewerkschafts über die Leistungen der Knappschäftlichen Pensionskasse zu erkundigen, hat der Artikelschreiber befolgt. Nun ist die Sache geklärt. Dieser Rechtsschutzbeamte hat ihn nämlich darüber aufgeklärt, daß der Christliche Metallarbeiterverband mit seiner Entschlüsselung und seiner Eingabe an den Herrn Reichsarbeitsminister auf dem einzig richtigen Wege sei, der auf die Dauer für die Ubertagearbeiter zum Ziele führen müßte.

Aber einen groben, unverzeihlichen Fehler hat der Rechtsschutzbeamte doch gemacht. Er hat dem Leiter des „Bergknappen“ nämlich empfohlen, tüchtig auf den Christlichen Metallarbeiterverband zu schimpfen, damit seine Leser nicht merken sollten, daß der Christliche Metallarbeiterverband recht hatte und der „Bergknappe“ wieder mal daneben saß. Daß die Redaktion des „Bergknappen“ auf diese Empfehlung hereinfiel und an Stelle des Knappschäftsgesetzes das Schimpfwörterlexikon hernahm, ist gewiß ein Malheur, das einem Redakteur eines christlichen Gewerkschaftsblattes, das doch seine Leser heraus-, nicht aber herunterziehen soll, nicht passieren darf.

Inzwischen haben wir der Redaktion des Bergknappen unsere Entschlüsselung und die Eingabe an den Herrn Reichsarbeitsminister in Abschrift zugesandt mit der Bitte, beide im „Bergknappen“ zu veröffentlichen, damit die Leser erkennen können, wo die Fehler liegen. Wir sind überzeugt, daß die Mitglieder des Gewerkschafts christlicher Bergarbeiter die bisherige Schreibweise des „Bergknappen“ in dieser Angelegenheit nicht gutheißen werden.

Die aus dem Schimpfwörterlexikon entnommenen Ausdrücke im „Bergknappen“ treffen den Unterzeichneten nicht, kennzeichnen vielmehr die „wortreiche“ Sprache des Artikelschreibers und legen Zeugnis ab von der Notwendigkeit einer intensiveren Bildungsarbeit beim Gewerkschaftsverein. W. Gröne.

Formen und Gießereiarbeiter

Es gibt in der Metallindustrie nur wenige Berufe, die nach der gesundheitlichen Seite hin so vielen Gefahren ausgesetzt sind wie die Formen- und Gießereiarbeiter. Mag es sich um Eisen-, Stahl- oder Metallgießereien handeln, in allen Betrieben ist für die Arbeiter ein gesunder, kräftiger Körper notwendig, der all den Anforderungen trohen kann, die an ihn gestellt werden.

Zwar wird der Frage Gesundheitsschutz durch geeignete Anlagen — moderne Ventilatoren, Heizungen, Wasch- und Badeeinrichtungen — schon weit mehr Beachtung beigemessen, als es früher der Fall war, aber

leider läßt sich das nicht allgemein sagen. Es will gar häufig scheinen, daß bei all dem Streben nach Dervollkommenung der Formen- und Gießereibetriebe — Einführung neuer Arbeitsmethoden usw. — der Frage Gesundheit und Leben — der im Mittelpunkt stehenden Menschen — nicht die gebührende Beachtung gewidmet wird. Immer wieder hören wir die nur zu berechtigten Klagen, daß zwar in den letzten Jahren durch Einführung moderner Formmaschinen, durch Preßluftkämpfen u. a., die Wirtschaftlichkeit der Betriebe wesentlich gehoben wird, aber kein Ausgleich geschaffen sei, um einem allzu frühen und zu starken Kräfteverbrauch der Formen und Gießer vorzubeugen.

Mit Genugtuung konnte auf der diesjährigen Gießereiausstellung in Düsseldorf festgestellt werden, daß der Unfallverhütung in Arbeitgeberkreisen mehr Aufmerksamkeit gewidmet wird. Genügen konnte allerdings das Gebotene noch lange nicht; immerhin sei der gute Wille anerkannt. Inzwischen haben auch die Deutschen Eisen- und Stahl-Berufsgenossenschaften ein Merkblatt über den Unfallschutz in den Gießereien herausgegeben, das zwar nicht alle Gefahren und deren Verhütung kennzeichnet, aber als ein weiterer Schritt zur erfolgreichen Unfallbekämpfung in den Gießereien bewertet werden darf.

Der Verband der Eisen- und Stahlberufsgenossenschaften hat fernerhin durch besondere Umfrage die Zahl, Art und Ursachen der Gießereifälle festgestellt. Erfasst wurden 4295 Betriebe mit 219 981 versicherten Gießereiarbeitern. Die Gesamtzahl der erstmalig entschädigten Unfälle ist im Zeitabschnitt 1926/27 zurückgegangen. Immerhin betrug die Zahl der im Jahre 1928 vorgekommenen Unfälle in 8 Berufsgenossenschaften (7 Eisen- und Stahl- und der Süddeutschen Edel- und Unedelmetall-Berufsgenossenschaften) noch 26 896. Erheblich groß ist die Zahl der Unfälle durch Verbrennungen mit 7641. Bein- und Fußverbrennungen weisen einen Rückgang auf, eine Zunahme ist leider aber festzustellen bei Kopf- und Augenverbrennungen. Hier wird es im wesentlichen auf die Unterstützung und Sorgfalt der Formen- und Gießereiarbeiter selbst ankommen, um Unfällen durch flüssiges Eisen usw. energisch und wirksam entgegen zu wirken.

Erheblich groß sind die Transportunfälle mit 7641; Infolge Zusammenbruchs, Um- und Herabfallen von Gegenständen ereignete sich 2131 Unfälle usw.

Beide Teile, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, sind sich einig, daß der Unfallschutz in den Gießereien größte Beachtung erfordert. Das zeigte eine Verhandlung, die auf Veranlassung des Verbandes der Eisen- und Stahlberufsgenossen unlängst in Hamburg stattfand und wo eingehend über Maßnahmen beraten wurde, die Leben und Gesundheit der Formen- und Gießereiarbeiter schützen sollen. Ist es auch zu positiven Beschlüssen in Hamburg noch nicht gekommen, so dürften doch bei beiderseitigem festen Willen genügend Wege gefunden werden, die uns in der Frage Gesundheits-Unfallschutz in den Formen- und Gießereibetrieben einen erheblichen Schritt vorwärts bringen.

Ohne tatkräftige Unterstützung der Formen- und Gießereiarbeiter wird allerdings der erhoffte Fortschritt nicht so leicht eintreten, deshalb darf erwartet werden, daß gerade sie mit geeigneten Vorschlägen nicht zurückhalten und dahin wirken, daß die gegebenen Vorschriften die erforderliche Beachtung finden. W. A.

ebensogut durch einen Mühlstein gucken kann, wie ein anderer, und vielleicht besser als mancher andre, denn ich habe mir in meiner Jugend den Wind um die Nase gehen lassen. Ich sage euch, ich sehe in alledem Anzeichen von Schildkrötensuppe, Wildpret und goldenen Löffeln. Ja, die sehe ich!“ rief er mit hartnäckigem Scharfsinn den Kopf schüttelnd.

Ein ganz andres Kopfschütteln war es, mit welchem Stephen tief aufseufzend sagte:

„Ich danke Ihnen, Sir, und wünsche Ihnen einen guten Tag!“

Damit verließ er Mr. Bounderby, welcher seinem eignen Portrait an der Wand voll strahlender Selbstzufriedenheit zulächelte. Frau Sparrit fuhr, mit dem Fuße im Steigbügel, fort, die Filettnadel eifrig zu handhaben und schien über die Sittenverderbnis des Volkes tief niedergeschlagen.

Die alte Frau

Der alte Stephen ging die beiden weißen Stufen hinab, zog die schwarze Tür mit der messingenen Platte mit Hilfe des großen, messingenen punktförmigen Knopfes hinter sich zu und rieb lechtern, da er sah, daß er von der Berührung seiner heißen Hand anließ, mit dem Aermel wieder blank. Mit niedergeschlagenen Augen kreuzte er dann die Straße und ging sorgenvoll seines Weges, als er seinen Arm berührt fühlte.

Es war nicht die Berührung, deren er in diesem Augenblicke am meisten bedurft hätte — nicht die Berührung, welche die wilden Wellen seiner Seele besänftigte, wie die erhobene Hand der erhabensten Liebe und Geduld vereinst die brüllenden Meereswogen besänftigt hatte — aber es war dennoch eine weibliche Hand. Als er stehen blieb und sich umdrehte, fielen seine Augen auf die große und noch sehr aufrechte Gestalt einer Frau, die übrigens alle Spuren des Alters zeigte. Sie war einfach aber überaus reinlich gekleidet, nur an ihren Schuhen klebte der Schmutz der Landstraße. Sie hatte offenbar einen weiten Weg zurückgelegt, und die Aufgeregtheit, in welche das ungewöhnliche Geräusch der Straßen sie versetzte, das ärmtliche Tuch, das sie lose auf dem Arme trug, der schwere Regenschirm, der kleine Korb, die großen langfingerigen Handschuhe, an die sie augenscheinlich nicht gewöhnt war — alles das verriet die alte Frau vom Lande, die in ihren einfachen Sonntagskleidern einen gewiß seltenen Besuch in Colletown machte. Stephen Blackpool hatte das mit der schnellen Beobachtungsgabe der Menschen seiner Klasse auf den ersten Blick gesehen, und beugte, um sie besser zu verstehen, sein Gesicht zu ihr



nieder — ein Gesicht, welches, wie viele seinesgleichen, durch anhaltendes Arbeiten mit Händen und Augen inmitten eines juchzenden Lärms, den Ausdruck geistiger Aufmerksamkeit angenommen hatte, welchem man in der Regel bei schwerhörigen Menschen begegnet. (Fortf. folgt.)

Äußerliche und innerliche Weihnachten

Weihnachten soll uns mehr sein als ein Geschenktag. Zwar ist es eine liebe und schöne Gewohnheit, an diesem Tage sich zu beschenken und sich dadurch eine Freude zu machen. Aber es hiesse den Sinn des Weihnachtsfestes falsch verstehen, wenn man glaubte, Geschenke machten das Weihnachtsfest aus. Das wären äußerliche Weihnachten.

Wenn wir die Weihnachtszeit recht verstehen, so empfinden wir sie als eine Mahnung zur Einkehr. Und es wäre auch falsch, wollte jemand behaupten, der Idealismus sei ausgestorben. Der Glaube ist das Tor zur innerlichen Weihnachtsfeier. Wir erkennen in Christus den Wegebereiter zum edelsten Ziele, und die Erinnerung an den Tag seiner Geburt ist uns willkommen und regt uns an, seinem Lichtspendertum nachzueifern.

Im Kleinen können wir da manches tun. Unsere Liebe wendet sich vor allem der Jugend zu. Die erhabenen Ostern bleiben ihr fremd, bis sie über den ersten wahren Schmerz nachdenken mußte, aber das Kindlein in der Krippe ist ihr verwandt. Dann vollzieht sich in uns leise, ja uns häufig unbewußt, der Uebergang dazu, daß auch wir uns einer kindlichen Empfänglichkeit noch für fähig halten und uns selbst in jene schönen Tage zurückversetzt dünken, da wir jede Kleinigkeit, die wir heimlich gefertigt oder für unsere Sparpfennige erworben hatten, mit wichtigem Gesicht auf den Gabentisch ausbreiteten, in der Erwartung, sie werde nach Gebühr geschätzt und gelobt werden. Und darin irrten wir uns nicht, — die Liebe wertete auch das Geringsfügigste nach der Kindeshoffnung. Das ist die Ursache für die Gebefreudigkeit, und wenn im Mysterium der Weihnacht die Liebe von oben an der Menschheit teilgenommen hat, so brachte der Mensch ihrer in Armut gehüllten Verkörperung sein Mitleid entgegen. Dies Zusam-

mentreffen hat den Segen des Festes erzeugt; die Hände tun sich auf, um Elend zu lindern und dafür das Glück des Hilfsbereitseins einzuheimen.

In jeglicher Brust glimmt ein Funke der göttlichen Liebe. In der Geschäftigkeit des Alltags versäumen wir es oft, seiner zu warten, aber das kleine Feuer brennt auch ohne, sogar nicht selten gegen unseren Willen weiter. Gönnen wir es ihm denn, daß es um die Weihnachtszeit zur Flamme emporlodert! Unter dem Christbaum haben auch die unsichtbaren Schätze ihren Platz, die nicht vergehen, wenn die Lichter längst erloschen und die Nadeln abgefallen sind. Zeilsam und versöhnlich ist ihre Wirkung über die Weihnachtstage hinaus, und das Gute, das da in uns nachklingt, stammt — ob wir es nun eingestehen oder trotzig leugnen — aus dem Quell aller Güte. Wenn wir es also wollen, so sind wir inmitten unserer hastigen, betriebsamen Zeit sehr wohl imstande, innerliche Weihnachten zu erleben.

Christ ist geboren! Aus dieser Botschaft redet Erfüllung und Verheißung zugleich. Mit ihm kam ein Genuß von den höchsten Eigenschaften zur Erde nieder, und obgleich wir in ratlosem Staunen vor seiner sittlichen Vollkommenheit stehen, so brauchen uns deshalb doch nicht Verzagen und Verzichten zu beschleichen; im Gegenteil, an dem hehren Beispiel, das er in jeder Beziehung für uns ist, wollen wir und begeistern und den Mut fassen, ihm zu folgen. Die Unzulänglichkeit ist dem Menschen auferlegt, damit er sie überwinde. Lassen wir uns des Urteils nicht durch Verlockungen trüben, die uns vom eigenen Innern entfernen möchten, nennen wir unerfreuliche Dinge unserer Zeit tapfer beim rechten Namen und tragen wir nach unserem Teil dazu bei, sie zu beseitigen; aber niemals dürfen wir am Aufwärts! verzweifeln. Christus ist zu uns gekommen, und darin liegt die Gewähr, daß sich einmal ein Reich der Gerechtigkeit erbauen wird. Enking.

Metallarbeiterfamilie und Weihnachtsfest

Für die christliche Arbeiterfamilie ist Weihnachten stets das schönste und tiefste Fest gewesen. Die Arbeiterfamilie ist die Familie der vielen Kinder, und Weihnachten ist so recht ein Fest für die Kinder. Wenn auch die Gaben spärlicher sind als anderswo, so suchen Vater und Mutter mit Aufgebot ihrer Kräfte ihren Kindern das Weihnachtsfest so eindringlich wie möglich zu machen. Aus dem Arbeiterstand kam Christus her, Pflegesohn eines Handwerkers und selbst arbeitend, ist durch ihn die Arbeit der Hände geachtet und geheiligt worden. In ihm hat auch die Arbeiterfamilie ihre besondere und eigentümliche Weihe erhalten.

Beim Schein der Weihnachtskerzen und vor den paar Gaben, die für die Kinder auf dem Teller liegen, sollte der Vater diesen Gedanken des Weihnachtsfestes auch seinen Kindern nahezubringen

suchen. In einer solchen Stunde sind die Kinderherzen aufgeschlossener und freudiger, alles aufzunehmen, was ihnen liebend geboten wird. Und vielleicht bleiben solche Worte, unterm Weihnachtsbaum gesprochen, nach Jahren noch lebendig in der Seele und führen den Jungen und das Mädchen auf eine gute Bahn.

Weihnachten ist das Fest der Liebe. Aber es soll auch ein Fest der Besinnung sein. Der Besinnung nämlich darüber, daß erst das Christentum dem Arbeiter und der Sandarbeit Würde, Ehre und Freiheit gegeben hat. Das alte Heidentum verachtete den Sandarbeiter. Er erschien ihm wie ein Wesen ohne Seele, wie ein Tier, wie eine Maschine. Selbst die Weisesten des alten Heidentums, Aristoteles und Plato, sprachen dem Arbeiter jedes menschliche Gefühl ab. Das Christentum machte den Arbeiter innerlich frei und stellte ihn vor Gott als gleich mit Kaisern und Königen. Auch um dieses sozialen





Gedankens halber hat das Christentum drei Jahrhunderte lang die furchtbarsten Verfolgungen erdulden müssen.

Das moderne Heidentum, verkörpert im Geist des Kapitalismus, sucht Arbeit und Arbeiter wieder herunterzudrücken auf den Stand im alten Heidentum. Der Arbeiter soll wieder Nummer, Sache, Objekt werden. Unter Maschine und Gewinn will man ihn stellen. Die Arbeiterfamilie soll dadurch degradiert werden.

So legt uns jedes Weihnachtsfest die Pflicht ob, für die Würde und Freiheit der Arbeit und für das innere Recht des Arbeiters, das uns durch das Christentum gegeben wurde, alle unsere Kräfte einzusetzen und für Ehre und Aufstieg der Arbeiterfamilie zu kämpfen. Wo aber wird dieser Kampf um die Menschenwürde

des Arbeiters ausgefochten? In erster Linie im Betrieb, wo uns der Kapitalismus in stärkster Gewalt entgegentritt. Diesen Kapitalismus überwindet man nicht mit Worten und Thesen von besserer Wirtschaftsordnung, zu der wir selbstverständlich alle hinstreben, sondern durch die geschlossene Macht der christlichen Gewerkschaftsorganisation.

Weihnachten erscheint uns so als ein Aufruf zur sozialen, christlichen Tat, zur Besinnung auf die Menschenwürde des Arbeiters und zur Fundierung der christlichen Arbeiterfamilie. Mögen wir auch dessen eingedenk sein beim Klange der Weihnachtsglocken und mag es inneres Versprechen, das wir uns selbst geben, Auftakt zu neuer Tat sein für unseren Christlichen Metallarbeiterverband.

Wr.

Die Technik als Stütze der Hausfrau

Wie lese ich den Gasmesser ab?

Das Gas findet nicht nur zum Kochen im Haushalt eine häufige Verbreitung, sondern ist auch in älteren Wohnungen oft noch als Beleuchtung anzutreffen. Und trotzdem ist der Gasmesser wohl fast allen Hausfrauen ein Buch mit sieben Siegeln, das sie nicht zu lesen verstehen. Sie müssen sich hier vorbehaltlos auf das verlassen, was ihnen der Gasmann angibt und können vor allen Dingen nicht feststellen, wieviel Gas sie für die Zubereitung einer gewissen Speise oder für die Bereitung eines warmen Wannenbades oder dergl. verbraucht haben.

Woher kommt das? Der Grund liegt darin, daß fast alle heute in den Wohnungen oder im Keller befindlichen Gasmesser nicht so einfach abzulesen sind wie der Elektrizitätsmesser. Während bei diesem der gegenwärtige Stand sofort in Zahlen erscheint, muß er beim Gasmesser erst mühsam an drei oder sogar vier Kreisen abgelesen werden. Und zwar tritt als besondere Schwierigkeit noch hinzu, daß infolge des konstruktiven Aufbaues des Gasmessers die eine Skala im Sinne des Uhrzeigers und die darauf folgende wieder im entgegengesetzten und so abwechselnd abgelesen werden muß. Das macht der an technische Ableitungen nicht gewöhnten Hausfrau natürlich Schwierigkeiten. Aber mit einiger Aufmerksamkeit läßt es sich leicht erlernen.

Sehen wir uns einmal die untenstehenden Abbildungen an. Festzuhalten ist, daß bei der Ableitung immer nur die kleinere der beiden Zahlen, zwischen denen der Zeiger steht, gerechnet wird. So lesen wir auf der ersten Abbildung als Stand des Gasmessers die Zahl 834. Schwieriger wird die Sache, wenn der Zeiger genau über einer Zahl steht. Jetzt kommt es darauf an, ob diese Zahl oder die niedrigere gilt. Es ist in diesem Fall auf dem Ziffernblatt rechts davon, also auf dem mit den niedrigeren Zahlen nachzusehen, ob der Zeiger dort die Null noch nicht erreicht oder schon überschritten hat. Im ersteren Falle gilt für den zuerst

abzulesenden Zeiger die niedrigere Zahl, im letzteren die Zahl, über welcher der Zeiger gerade steht.

In den Abbildungen 2 und 3 steht der Zeiger auf den Ziffernblättern links in nächster Nähe zu der Zahl 6. In der Abbildung 2 hat der Zeiger auf dem mittleren Ziffernblatt die Null noch nicht erreicht; also gilt die niedrigere Zahl 5. Man liest also auf Abbildung 2 die Zahl 595 ab.

Dagegen hat auf Abbildung 3 der mittlere Zeiger die Null überschritten, man liest ab 605 Kubikmeter.

Die Anzahl der verbrauchten Kubikmeter wird nun wie folgt aus der Differenz der gegenwärtigen und der letzten Ableitung festgestellt. Außerdem besitzt aber jeder Gasmesser noch ein weiteres Ziffernblatt, auf dem einzelne Liter abgelesen werden können. Sein Gesamtbereich umfaßt meistens nur 100 Liter. Da hier dann eine Lücke zwischen ihm und dem Ziffernblatt für die Einer-Kubikmeter (ein Kubikmeter gleich 1000 Liter) wäre, so ist das Einer-Ziffernblatt zwischen den Zahlen noch einmal mit zehn Strichen unterteilt, von denen also jeder einzelne 100 Liter gleich ein Zehntel Kubikmeter bedeutet. Auf unseren Abbildungen ist dies, um nicht zu verwirren, nicht eingezeichnet. Zum Ablesen des Messerstandes für die Gasrechnung braucht man diese Klein-Ableitung nicht, da hier nur nach ganzen Kubikmetern nach unten abgelesen wird.

Etwas anderes ist es, wenn man genau den Verbrauch beim Kochen einer Speise feststellen will. Dann arbeitet man nicht nur mit ein Zehntel Kubikmetern, sondern auch mit den einzelnen Litern auf dem oberen Ziffernblatt. Außerdem kann man mit Hilfe des Gasmessers sehr leicht feststellen, ob eine Stelle der Gasleitung in der Wohnung undicht ist. Man schließt alle Hähne, liest genau die Literkala des Gasmessers ab und sieht nach einigen Stunden, während deren alle Hähne geschlossen gehalten wurden,

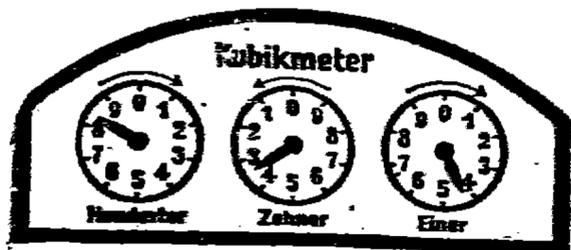


Abbildung 1 Ableitung 834

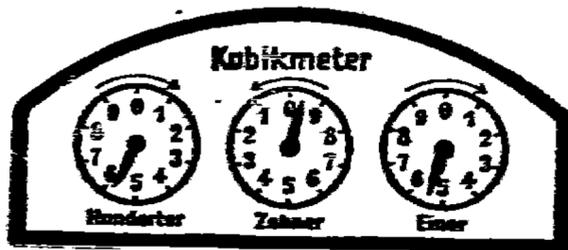


Abbildung 2 Ableitung 595

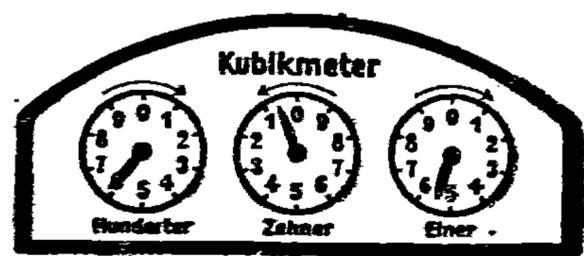


Abbildung 3 Ableitung 605



wieder nach. Dann muß sich noch derselbe Ziffernstand bei den Litern ergeben.

Oft befindet sich auch an den Gasmessern noch ein Ziffernblatt für die Tausender. Es sind dann unten in der Reihe vier anstatt drei Ziffern abzulesen, nämlich Tausender, Hunderter, Zehner und Einer. Ferner soll noch darauf hingewiesen werden, daß es jetzt auch Gasmesser gibt, bei denen man die Kubikmeterzahl auch wie beim Elektrizitätsmesser sofort in der Endzahl ablesen kann. Der Stand der einzelnen Ziffern wird hier auf ein Ziffern-Zählwerk übertragen. Nur die Ableseung von Teilen von Kubikmetern und die der einzelnen Liter geschieht hier noch nach der alten Art.

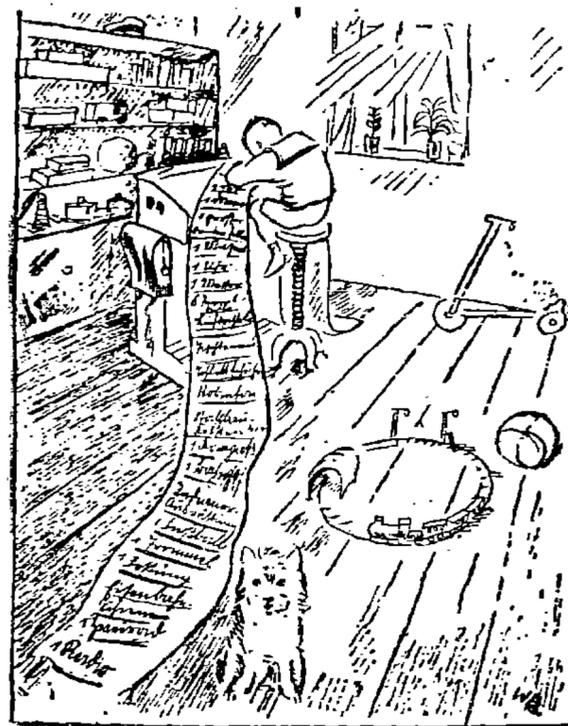
In großer Zahl gibt es auch heute Gasmesser mit Geldeinwurf. Hier schaltet sich die Gaszufuhr selbsttätig ab, wenn der Betrag der eingeworfenen Wertmarke aufgebraucht ist. Neben dem Vorteil der bequemen Bezahlung des verbrauchten Gases, haben diese Messer den nicht gering einzuschätzenden Vorteil, daß mit ihnen eine Gasvergiftung kaum möglich ist, es sei denn, daß man vorher eine entsprechende Anzahl Wertmarken einwirft. Durch den

Einwurf der Wertmarke kann immer nur eine verhältnismäßig geringe Gasmenge unbeabsichtigt aus der Leitung ausströmen. Die Ableseung des Verbrauches an Gas ist natürlich hier für die Hausfrau ebenso wichtig.
D.

Kinder-Merkspruch

Arbeitsam sei unser Leben,
doch der Herr muß Segen geben.
Wer erfüllet seine Pflicht,
dem fehlt Gottes Hilfe nicht.

A. Gerdes.



Fritzchen wünscht sich
nur eine Kleinigkeit
zu Weihnachten

Für unsere Jungen

Aus der Gewalt des Mahdi entflohen

Slatin Pascha.

V

Ich setzte mich und wartete — für mich eine Ewigkeit. Ich erhob mich vorsichtig, um Ausschau zu halten, und sah in größerer Entfernung zwei Menschen sich mir nähern; mein späherndes Auge erkannte Samed und mit ihm — Seli Bilal.

Aus dem Versteck heraustretend, wurde ich von ihm gesehen, er lief auf mich zu.

„Gott zum Grube, Herr! Vernimm frohe Botschaft!“ sagte er, mir die Hand schüttelnd. „Ich bin mit zwei frischen Kamelen angekommen und habe sie abseits verborgen; ich gehe nun, sie zu holen.“ Und schnell lief er den eben gekommenen Weg wieder zurück.

Nach etwa einer Stunde kam er mit den frischen Tieren.

„Du bist schnell gegangen,“ rief ich ihm erfreut zu, „erzähle!“

„Ich verließ euch am Sonnabendabend, ritt Nacht und Tag; meine Bisharia-Stute ging auf dem ziemlich ebenen Wege vortrefflich, und Montag früh war ich bei unsern Freunden, die sogleich nach den etwas entfernten Tieren sandten, die du vor dir siehst. Man brachte sie Dienstag früh, und ich ging noch denselben Mittag ab. Ich ritt langsam, damit die Tiere sich nicht erschöpften; wir können sogleich abgehen. Ja, bald hätte ich vergessen, dir mitzuteilen, daß deine Freunde mit mir zugleich nach der am Wüstentande errichteten Station abgegangen sind, damit die Leute sich bereit halten; ich versprach, Freitag oder längstens Sonnabend nach Sonnenuntergang am Zusammenkunftsorte einzutreffen.“

„Hast du Brot mitgebracht?“ fragte ich den fröhlich plaudernden Jungen, „wir haben nur Datteln zur Nahrung.“

„Gott! Das habe ich in der Eile vergessen“, war die Antwort.

„Macht nichts!“ entgegnete ich meinem etwas herabgestimmten Kameraden, „selbst ohne Datteln würden wir den Ritt aushalten.“

„Seli,“ sagte Samed, „jattle das andere Kamel, gehe mit unserem Freunde und Bruder nach der Felspalte und tränke die Tiere! Erwarte mich dann; ich nehme den übriggebliebenen Sattel und komme mit meinem Kamele, das sich genügend erholt hat, um den kurzen Ritt auszuhalten, dorthin nach. Es ist aber besser,“ meinte er zu mir gewandt,

„daß du nicht bis an die Wasserquelle herangehst, sondern dich an einem geeigneten Orte in der Nähe verborgen hältst, bis wir dich abholen; man kann ja nicht wissen, es gibt viele Durstige auf der Welt.“

Ich ging mit Seli, eins der Kamel führend, nach der das Wasser enthaltenden Felspalte und verbarg mich, wie mir angeraten wurde, in der Nähe derselben zwischen Steinblöcken.

Etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang kamen Samed und Seli mit den drei frischgetränkten Tieren und gefüllten Wasserschläuchen; wir saßen auf, ritten meist in der Richtung Ostnordost über oft recht schroff aufsteigende Berge und gelangten bei hereinbrechender Dunkelheit ungehindert in die Ebene. Die ganze Nacht ritten wir ununterbrochen leichten Trab und Schritt und hatten bei anbrechendem Morgen nach Berechnung Sameds die Hälfte des Weges zurückgelegt.

„Der heutige Tag ist der schwierigste unserer Reise,“ sagte mein Führer, „wir kommen in die Nähe des Flusses und überschreiten die Weidplähe der Uferbewohner; bitten wir Gott, daß wir ungehindert unsern Bestimmungsort erreichen!“

Das Landschaftsbild ist immer dasselbe: Steppe mit leichtem Graswuchs, hin und wieder halbverdorrte Almosenbäumchen, der Boden sandig, stellenweise mit Steinen bedeckt.

Wir ritten ununterbrochen und aßen unser einfaches Mittagsmahl, wie immer nur aus Datteln bestehend, in den Sätteln. Die Sonne stand im Zenit. Wir bemerkten in weiter Entfernung eine Schafherde mit ihrem Hüter; wir bogen von der Richtung etwas ab, und Seli ritt zu den Leuten, um Erkundigungen einzuziehen; uns später wieder einholend, sagte er, daß er keine wie immer geartete Mitteilung erhalten. Obwohl wir vielfach Spuren von Kamelen, Eseln, Schafen usw. fanden, ward unsern Augen doch nichts Besorgniserregendes sichtbar. Das Terrain war an dieser Stelle ganz flach geworden.

„Siehst du den breiten, grauen Streifen vor dir, der sich in der Richtung von Süden nach Nordwesten durchs Land zieht?“ fragte mich Samed. „Das ist die große, von Berber nach Wadi Gamer und Dar Scheiklich führende Karawanenstraße. Haben wir diese ungehindert passiert, so haben wir nichts weiter zu befürchten, da zwischen dieser Straße und dem Flusse keiniger Boden ist, vegetationlos, ohne Weg und Steg und daher menschenleer.“

„Folgt aber jetzt genau meiner Weissagung! Lasset die Kamel langsam Schrittes, jedoch eins vom andern etwa fünfhundert Schritt entfernt, ruhig bis an die große Straße gehen; dort angelangt, biegen wir



Eine Minute für die Hausfrau

Man muß wissen, daß...

Man muß wissen, daß von kranken Menschen beim Husten und Niesen unzählige Krankheitskeime verstreut werden und daß sie, vom gesunden Menschen eingeatmet, diesen krank machen. Dann wird man ganz von selbst daraus die Lehre ziehen und beim Husten und Niesen sich ein Taschentuch vor den Mund halten oder mindestens durch Abwenden des Gesichtes verhindern, daß so die ganze „Bazillenladung“ dem Nachbarn ins Gesicht geht.

Man muß wissen, daß es notwendig ist, vor dem Essen und nach dem Stuhlgang sich sorgfältig die Hände zu waschen, weil im täglichen Leben unsere Hände mit tausenderlei gesundheitschädlichen Unreinlichkeiten in Berührung kommen resp. weil durch den Stuhlgang oft schwerkrankmachende Giftstoffe ausgeschieden werden.

Fort mit den Gummifaugern.

Sehr bedauernswert und beschämend für unser Volk resp. für unsere Mütter ist es, daß man noch heute in dem aufgeklärten Jahrhundert Säuglinge und größere Kinder, sei es im Haus oder selbst auf der Straße, mit Sauger (auch Schnuller genannt) im Munde sieht. Oft werden diese Schnuller noch mit Zucker und mit einem Korken versehen. Mögen doch die Mütter nur einmal einsehen, wie ungesund und unhygienisch solch ein verkehrtes Beruhigungsmittel ist! Anstatt, daß die armen Kinder in der freien Natur die normale Atmung und die gute Luft in sich aufnehmen können, müssen sie andauernd Nebenluft einatmen und sind naturgemäß weit gefährdeter als andere Kinder. Wie gefährlich es außerdem ist, den Schnuller an der Schürze zu säubern, ist sich wohl keine Mutter bewußt!

Tausendmal gesünder ist es für ein Kind, zu schreien, bis es die Zwecklosigkeit begreift, als einen Sauger gewöhnt zu werden.

Bekanntmachung

Sonntag, den 22. Dezember, ist der 52. Wochenbeitrag fällig.

Achtung!

Mit der Nr. 52 des Organs ist am 29. Dezember der 1. Wochenbeitrag für das neue Jahr fällig.

In dieselbe ein und gehen einige Minuten in der Richtung nach Berber, verlassen sie aber dann wieder in östlicher Richtung. Seht ihr den von hier etwa drei Meilen¹⁾ entfernten steinigen Hügel? Dort vereinigen wir uns! Nur auf diese Weise können wir etwaige Verfolger von unserer Spur abbringen.

Wir taten, wie uns befohlen, passierten die sonst stark begangene Karawanenstraße, ohne etwas zu bemerken, und vereinigten uns bei dem früher bezeichneten Hügel.

„Reißt die Tiere vorwärts, schont sie nicht, damit sie uns den letzten Dienst erweisen,“ sagte Samed lachend, „die Sache ist gut gegangen!“

Seit meiner Abreise von Omm Derman hatte ich den Mann nicht lachen gesehen; ich wußte, daß wir diesseits des Flusses nichts mehr zu fürchten hatten. Also vorwärts! Wir trieben die ermatteten Tiere durch Stockhiebe unbarmherzig weiter.

Endlich in ostnordöstlicher Richtung reitend, waren wir in der Nähe des Nils. Wir hörten das Schöpfstab knarren, das Geschrei und Gelächter der arbeitenden Sklaven mit ihren Weibern. Bei einem kleinen Gestrüpp angekommen, sagte der hinter mir reitende Mohammed im Abspringen: „Laßt die Tiere niederknien, langsam, ruhig, damit sie nicht durch ihr Getöse die Leute aufmerksam machen!“

Die Tiere legten sich ohne Laut.

„Bleibe hier, bis wir mit Ahmed ibn Abdallah wiederkommen!“ sagte er kurz, und schon waren sie in der Dunkelheit verschwunden.

Nach etwa einstündigem Warten sah ich vier Männer an mich herankommen. Der größte von ihnen trat mir näher, und mich umarmend und an die Brust drückend, sagte er mit leiser Stimme:

„Gelobt sei Gott! Sei begrüßt im Lande meiner Väter, ich bin dein Bruder Ahmed ibn Abdallah vom Stamme der Dschemab! Glaube meinen Worten, du bist gerettet!“

„Mohammed, Jshaa“, befohl er, „sattelt langsam ab, ruhig, ohne Geräusch! Reitet auf den bloßen Tieren eine gute Strecke am Fluße

¹⁾ 5 1/2 Kilometer.

Inhaltsverzeichnis

Der Deutsche Metallarbeiter. Hauptteil:

Das Licht leuchtete in der Finsternis... (G. W.), S. 802. Arbeiter und Angestellte im Betrieb (Hauptgeschäftsführer Effelsberg, Essen, Deutscher Werkmeister-Bund), S. 803. Besitzsteuerpolitik und Belastung der breiten Masse (Wt.), S. 804. Zwei Monate als Arbeiter in Sowjet-Rußland (G. J.), S. 806. Die außerhäusliche Erwerbstätigkeit der verheirateten Frau (... nn.), S. 807.

Umschau:

Professor Dr. Lewin † (M.), S. 808. Eine Heimstätte für unsere evangelischen Kollegen (G. B.), S. 808. „Freie“ Gewerkschaften und Freidenkertum (B. J.), S. 808. Sozialistisch-kommunistische Weihnachtsfeier, S. 809.

Aus den Betrieben:

Arbeiterbehandlung auf der Röhnhütte Stolberg (R. Jg.), S. 809. Großer Erfolg für die Maschinisten in der oberpfälzischen Süttenindustrie (E.), S. 809.

Verbandsgebiet:

Fürstentum (G. D.), S. 810. Ulm a. d. Donau (Sp.), S. 810. Saarbrücken (St.), S. 811.

Branchenbewegung:

Sachauschuß für Schweißtechnik (D. S. J.), S. 811. Metallarbeiter, Feiler und Maschinisten im Ruhrbergbau (W. Gröne), S. 812. Former und Gießereiarbeiter (W. A.), S. 812.

Unterhaltung:

Harte Zeiten (Charles Dickens), S. 809. Für unsere Jungen: Aus der Gewalt des Mahdi entflohen (Slatia Pascha), S. 815.

Frauenleben:

Äußerliche und innerliche Weihnachten (Enling), S. 813. Metallarbeiterfamilie und Weihnachtsfest (Wt.), S. 813. Die Technik als Stütze der Hausfrau (W.), S. 814. Kinder-Werkspruch (A. Gerdes), S. 815. Eine Minute für die Hausfrau, S. 816.

Bekanntmachung:

Seite 816.

Schriftleitung: Georg Wieber — Verlag: Franz Wieber, Duisburg, Stapelfor 17 Druck: Echo-Verlag und -Druckerei, e. G. m. b. H., Duisburg

entlang, blaset dann die Wasserjäck auf (dieselben vertreten in Notfällen unsere Schwimmpolster), bindet sie um den Hals der Kamele und dann setzt über den Fluß an verschiedenen Stellen! Morgen erwartet meine Befehle bei den Steinen des „kämpfenden Stieres“! Du aber, jagte er zu mir gewendet, „folge mir!“



der im Schiffschen zurückgebliebene Mann daselbe nach einer Stromschnelle und durchlöcherter dessen Boden. Während er schwimmend das Ufer erreichte, verschwand das Boot in den Wellen und mit ihm die letzten Spuren unserer Ueberfahrt.

Er selbst und der zurückgebliebene Mann nahmen die Sättel auf den Rücken, ich folgte ihnen. Nach einigen Minuten erreichten wir das Ufer des heiligen Nils und fanden in einer vom Strome ausgewaschenen Erdhöhle ein kleines, von meinen Freunden gefertigtes Schiffschen, kaum groß genug, uns aufzunehmen. Wir eilten das hier steil abfallende Ufer hinab, bestiegen das Boot und stießen ab. Nicht als eine Stunde brauchten wir zur Uebersehung des Flusses. Nachdem ich mit Ahmed ans Land gestiegen, steuerte

(Schluß folgt.)